

Carla Aßmann

Paradise Lost

Utopieverlust und Schuldzuweisungen in der Entwicklung von Großwohnsiedlungen

Einheitlich geplante Siedlungen mit mehreren Tausend Wohnungen aus den 1950er bis 1970er Jahren haben ein äußerst schlechtes Image. Ihre Architektur gilt als einschüchternd, trostlos und deprimierend. Hinter den Fassaden weiß man den sozialen Brennpunkt, gekennzeichnet von Armut, Ausgrenzung und Kriminalität. Das trifft auch auf die zwei Großwohnsiedlungen zu, um die es im Folgenden gehen soll, Le Mirail in der französischen Stadt Toulouse und das Märkische Viertel in West-Berlin. Sogar in der Populärkultur wurde die dort herrschende Hoffnungslosigkeit thematisiert: „Hohe Häuser – Dicke Luft – ein paar Bäume – Menschen auf Drogen / Hier platzen Träume“,¹ beschreibt der Berliner Rapmusiker Sido das Märkische Viertel. Die Toulouser Band Zebda legt den Schwerpunkt auf soziale Ausgrenzung, wenn sie mit Blick auf Siedlungen des sozialen Wohnungsbaus die rhetorische Frage stellt: „Warum lässt man uns im Ghetto kaputtgehen?“² Wie kam es zu dieser engen Verbindung bestimmter architektonischer und städtebaulicher Formen mit unerwünschten sozialen Verhältnissen und negativen Gefühlen?

Auch wenn ein wachsendes Forschungsfeld sich erfolgreich um eine differenziertere Darstellung der Geschichte der Großwohnsiedlungen bemüht,³ lautet die gängige Erklärung weiterhin, diese Zustände resultierten aus dem zur Planungszeit alles dominierenden Ziel, möglichst schnell, viel und billig zu bauen. In planerischem Größenwahn hätten Architektinnen und Architekten sowie Verantwortliche aus Politik und Verwaltung dabei in drastischer Weise an den Vorlieben und Bedürfnissen der Menschen vorbei gebaut.⁴ Deshalb wohnten dort nur solche Bewohnerinnen und Bewohner, die keine andere Wahl hätten, und die soziale Segregation habe das schlechte Image dieser Siedlungen besiegelt. Zudem hält sich hartnäckig die Annahme, die Architektur moderner Großsiedlungen fördere Kri-

¹ Sido, Mein Block, vom Album „Maske X“, 2004.

² Zebda, Le Bruit Et L’Odeur, vom Album „Le Bruit Et L’Odeur“, 1995. Diese wie auch alle folgenden französischen Quellen sind von der Autorin dieses Artikels selbst übersetzt.

³ Vgl. die Hinweise in den Anmerkungen 3 bis 5 sowie für Frankreich mit Schwerpunkt auf der staatlichen Wohnungsbaupolitik: Thibault Tellier, Le temps des HLM [habitation à loyer modéré; C. A.] 1945–1975. La saga urbaine des Trente Glorieuses, Paris 2007; Kenny Cupers, The Social Project: Housing Postwar France, Minneapolis/London 2014.

⁴ Vgl. Peter Hall, Cities of Tomorrow: An Intellectual History of Urban Planning and Design Since 1880, 4. erw. Aufl., Oxford 2014, insbesondere S. 274 f., 284–290; Christian Bachmann/Nicole Le Guennec, Violences urbaines. Ascension et chute des classes moyennes à travers cinquante ans de politique de la ville, Paris 1996, S. 126 f.; Tilman Harlander, Die „Modernität“ der Boomjahre: Flächensanierung und Großsiedlungsbau, in: Arch+ 203 (2011), S. 14–24, hier S. 19.

minalität und sozial unerwünschtes Verhalten. Seit der US-amerikanische Architekt und Stadtplaner Oscar Newman diese These Anfang der 1970er Jahre aufgestellt hat,⁵ wird der Zusammenhang zwischen dem Wohnen in Hochhäusern und erhöhter Delinquenz unter der Bevölkerung immer wieder beschworen und diente in Frankreich sogar als Grund für die politische Abkehr von den Großsiedlungen⁶ – obwohl alle Versuche, diese Wirkung zu belegen, wissenschaftlich äußerst fragwürdig sind.⁷ Andererseits begründen Verteidigerinnen und Verteidiger dieser städtebaulichen Form deren schlechtes Image allein mit einer stadtplanerischen Trendwende oder Fehlentwicklungen in der Verwaltung der Viertel.⁸ Aber diese Erklärungen erfassen bestenfalls einen Teil der Dynamik. In vielen Ländern Europas und in den USA verlief die Entwicklung dieser Großwohnsiedlungen sehr ähnlich.⁹ Dennoch verleitet die Konzentration allein auf international wirksame städtebauliche Paradigmen und gesellschaftlichen Wandel zu oberflächlichen Erklärungen. Vielmehr müssen solche Entwicklungen als ein Bestandteil jeweils spezifischer Konstellationen betrachtet und mit den konkreten Handlungen der Akteurinnen und Akteure vor Ort in Beziehung gesetzt werden.¹⁰ Deshalb erfolgt in diesem Beitrag die Analyse anhand des Vergleichs zweier Fallbeispiele, dem Märkischen Viertel und Le Mirail, die beide Anfang der 1960er Jahre geplant wurden.¹¹

Die Großwohnsiedlungen jener Zeit waren keinesfalls als pragmatische Notlösung für die immer noch drängende Wohnungsfrage gedacht. Im Gegenteil verbanden die Architektinnen und Architekten ebenso wie die verantwortlichen Ak-

⁵ Oscar Newman, *Defensible Space: Crime Prevention through Urban Design*, New York 1972.

⁶ Siehe Alain, Peyrefitte, *Réponses à la violence. Rapport du Comité d'Études sur la Violence, la Criminalité et la Délinquance*, Paris 1977.

⁷ Vgl. z. B. Alice Coleman, *Utopia on Trial: Vision and Reality in Planned Housing*, London 1985.

⁸ So etwa der Architekturkritiker Nikolaus Bernau anlässlich der guten Wahlergebnisse der AfD in Ost-Berliner Großwohnsiedlungen: Nikolaus Bernau, *Wahlergebnisse: Nicht der Plattenbau ist schuld, sondern sein schlechtes Image*, in: *Berliner Zeitung*, 23. 9. 2016, http://www.berlinerzeitung.de/berlin/wahlergebnisse-nicht-der-plattenbau-ist-schuld-sondern-sein-schlechtes-image-24788312?dmcid=sm_em (5. 1. 2017). Die festgefahrene Polarisierung im Diskurs über die Großsiedlungen beklagten bereits Miles Glendonning/Stefan Muthesius, *Tower Block: Modern Public Housing in England, Scotland, Wales, and Northern Ireland*, New Haven/London 1994, S. 325–327.

⁹ Vgl. vor allem Florian Urban, *Tower and Slab: Histories of Global Mass Housing*, London 2012; Annie Fourcaut/Frédéric Dufaux (Hrsg.), *Le monde des grands ensembles*, Paris 2004.

¹⁰ Vgl. Glendonning/Muthesius, *Tower Block*.

¹¹ In Bezug auf die Entstehung und Entwicklung von westeuropäischen Großwohnsiedlungen wurde insbesondere der deutsch-französische Vergleich als besonders fruchtbar gewertet, zum einen wegen der zeitlich parallelen „Karrieren“ dieser Viertel, zum anderen weil sich so eine Bandbreite sozialstaatlichen Handelns abdecken lässt, die die Forschungsergebnisse anschlussfähig machen für eine geografische Expansion der Untersuchung. Vgl. Sabine Kraft, Editorial: *Planung und Realität*, in: *Arch+* 2003, Juni 2011, Thema: *Planung und Realität: Strategien im Umgang mit den Großsiedlungen*, S. 11; Christiane Reinecke, *Laboratorien des Abstiegs? Eigendynamiken der Kritik und der schlechte Ruf zweier Großsiedlungen in Deutschland und Frankreich*, in: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1* (2013), Themenschwerpunkt *Westeuropäische Großsiedlungen*, S. 25–35.

teurinnen und Akteure aus der Politik große Hoffnungen mit dem Bau der neuen Wohnviertel. Sie betrachteten die Siedlungen als einen Vorgriff auf eine bessere Zukunft,¹² als den Ort, an dem sich der gesellschaftliche Fortschritt erfahrbar manifestieren würde. Zugleich sollte die Errichtung solcher Großwohnsiedlungen die Modernisierung der Gesellschaft weiter vorantreiben. Auf die Bedeutung vergangener Erwartungen an die Zukunft für das Verständnis historischer Prozesse wurde in letzter Zeit wieder vermehrt aufmerksam gemacht.¹³ Auch hier sollen die Erwartungen der Akteurinnen und Akteure den Ausgangspunkt der Untersuchung bilden. Denn sie waren nicht nur für die Planung der Siedlungen entscheidend: Aufbauend auf Reinhard Koselleck und seine Kategorien des „Erwartungshorizonts“ und des „Erfahrungsraums“ wird darüber hinaus davon ausgegangen, dass die Zukunftsvorstellungen der Akteurinnen und Akteure deren Erfahrungen mit den gebauten Siedlungen filterten und ihr weiteres Handeln beeinflussten – und damit die gesamte Entwicklung der Stadtviertel prägten.¹⁴

Bereits frühere stadthistorische Studien stellten die Erwartungen der Architekten und Planer an zentrale Stelle.¹⁵ Doch während die Planung von Großsiedlungen in vielen Fällen bereits gut erforscht ist, fehlt es noch an Wissen über ihre weitere Entwicklung.¹⁶ Zudem wurde die Perspektive der Bewohnerinnen und Bewohner bisher nicht systematisch mit einbezogen. Zwar ist die Bewohnerschaft ein wichtiger Bestandteil der Großsiedlungshistoriografie, aber sie erscheint meist als passives Objekt der Geschehnisse, nicht als Akteursgruppe, die den städtischen Raum maßgeblich mitgestaltete. Dies konnte auch einen Forschungszweig dazu verleiten, eine der architektonischen Form inhärente Wirkung auf die Menschen identifizieren zu wollen. Stattdessen gilt es jedoch, die Erwartungen, Erfahrungen und die Handlungen aller beteiligten Akteursgruppen – der Architektinnen und Architekten, der Planenden in Politik und Verwaltung und der Bewohnerinnen und Bewohner – zu analysieren, um die Entwicklung der Großsiedlungen nachzuvollziehen.

Für eine integrierte Untersuchung der Erwartungen, Erfahrungen und Handlungen der Akteursgruppen sowie der sich aus ihrer Interaktion entwickelnden Dynamik bietet die Emotionsgeschichte geeignetes analytisches Werkzeug. Um

¹² Vgl. Dirk van Laak, Planung. Geschichte und Gegenwart des Vorgriffs auf die Zukunft, in: GuG 34 (2008), S. 305–326.

¹³ Elke Seefried, Zukünfte. Aufstieg und Krise der Zukunftsforschung 1945–1980, Berlin/Boston 2015; Joachim Radkau, Geschichte der Zukunft. Prognosen, Visionen, Irrungen in Deutschland von 1945 bis heute, München 2017.

¹⁴ Reinhard Koselleck, „Erfahrungsraum“ und „Erwartungshorizont“ – zwei historische Kategorien, in: ders., Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten, Frankfurt am Main 1989, S. 349–375.

¹⁵ Vgl. z. B. Heidede Becker/Dieter K. Keim, Gropiusstadt: Soziale Verhältnisse am Stadtrand. Soziologische Untersuchung einer Berliner Großsiedlung, Stuttgart u. a. 1977; Philipp Springer, Verbaute Träume. Herrschaft, Stadtentwicklung und Lebensrealität in der sozialistischen Industriestadt Schwedt, Berlin 2006.

¹⁶ Vgl. dazu auch die Ausgangsfrage und Beiträge der Tagung: How Long are New Towns New? European Post-War New Towns as Authentic Places in a Comparative Perspective, Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam, Ana Kladnik, Andreas Ludwig, 23.–24. 2. 2017.

die Rolle von Gefühlen in der Vergangenheit zu untersuchen, entwickelte die Historikerin Barbara Rosenwein das Konzept der „emotionalen Gemeinschaften“.¹⁷ Emotionale Gemeinschaften teilen Interessen und Werte, Emotionsstile und Bewertungen von Gefühlen, wobei Individuen mehreren solcher Gemeinschaften angehören können, deren Größe bis zur „imagined community“ der modernen Nation reichen kann.¹⁸

Daran anknüpfend wird hier davon ausgegangen, dass die Architektinnen und Architekten und die Verantwortlichen aus Politik und Verwaltung Erwartungsgemeinschaften bildeten. Die Grundlage dafür waren gesellschaftliche Modernisierungserwartungen, die mit den Bauprojekten verbunden waren, aber über diese hinauswiesen. Im Folgenden werden Erwarten und Hoffen, ebenso wie die Bewertung von Erfahrungen, als soziale Praktiken verstanden, die kommunikativ hergestellt werden.¹⁹ Das bedeutet: Entscheidend für die Analyse sind die Äußerungen der Akteurinnen und Akteure über ihre Erwartungen und Erfahrungen.

Durch gezielte Öffentlichkeitsarbeit und die Unterstützung der Presse machten die Planer ihre Projekte bekannt. Ihre verheißungsvollen Zukunftsbilder gewannen weite Teile der Öffentlichkeit für die großen Bauvorhaben und der Funke utopischen Überschusses sprang auch auf potenzielle zukünftige Bewohnerinnen und Bewohner über, so dass diese sich der Erwartungsgemeinschaft zugehörig fühlten. Die gemeinsame Vision verstärkte die positiven Erwartungen und prägte die emotionale Einstellung zu den Modellsiedlungen.

Architektur als Gestalterin der Gesellschaft

Architektur und Stadtplanung waren seit langem Projektionsflächen für eine bessere Ordnung der Welt.²⁰ Die einflussreichste utopische Leitidee entwickelten die Architekten der Moderne, die eine radikale Umgestaltung aller Städte forderten.

Die modernen Architektinnen und Architekten, am prominentesten Le Corbusier, vertraten die Auffassung, dass die gewachsenen Städte mit ihrem Durchei-

¹⁷ Barbara Rosenwein, Worrying about Emotions in History, in: *The American Historical Review* 107 (2002), S. 821–845 sowie dies., Problems and Methods in the History of Emotions, in: *Passions in Context. Journal of the History and Philosophy of Emotions* 1 (2010), S. 1–32, insb. S. 10–12.

¹⁸ Siehe auch: Wie schreibt man die Geschichte der Gefühle? William Reddy, Barbara Rosenwein und Peter Stearns im Gespräch mit Jan Plamper, in: *WerkstattGeschichte* 54 (2010), S. 39–69, hier S. 56.

¹⁹ Vgl. dazu: Jan Plamper, *Geschichte und Gefühl. Grundlagen der Emotionsgeschichte*, München 2012; Bettina Hitzer, *Emotionsgeschichte – ein Anfang mit Folgen*, in: *H-Soz-u-Kult*, 23.11.2011, <https://www.hsozkult.de/literaturereview/id/forschungsberichte-1221> (16.12.2019); Nina Verheyen, *Geschichte der Gefühle*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 18.06.2010, http://docupedia.de/zg/verheyen_gefuehle_v1_de_2010 (7.1.2017).

²⁰ Vgl.: Hanno-Walter Kruft, *Städte in Utopia. Die Idealstadt vom 15. bis zum 18. Jahrhundert zwischen Staatsutopie und Wirklichkeit*, München 1989; Helmut Böhme, „Stadtutopien“ und „Stadtwirklichkeit“. Über die Ambivalenzen von idealem Stadtentwurf und totalitärer Gesellschaftssteuerung, in: *Die alte Stadt* 23 (1996), S. 67–91.

inander von Arbeit, Wohnen und Verkehr und der traditionellen sozialen Segregation dem gesellschaftlichen Fortschritt im Wege standen. Mit einem kompletten Umbau der materiellen Umwelt wollten sie auch die Gesellschaft neu gestalten. Sie wollten den technischen Fortschritt nutzen, um die Städte neu zu ordnen und die gesamte Bevölkerung mit hellen, warmen, ruhigen und geräumigen Wohnungen zu versorgen. Unter diesen Bedingungen, so nahmen sie an, würde sich die Menschheit entfalten können und soziale Probleme einfach verschwinden.²¹

Für den Architekturkritiker und Geisteswissenschaftler Lewis Mumford ist es dieser Aspekt, der Utopien von anderen Großplanungen unterscheidet: Es seien Visionen einer Umwelt, die besser an die Natur der Menschen angepasst ist, aber, so betont Mumford, „nicht nur besser geeignet für ihre tatsächliche Natur, sondern besser eingerichtet für ihre möglichen Entwicklungen“.²²

Die Vision der Architektinnen und Architekten der Moderne war auch die erste Stadtutopie, die in großem Umfang realisiert wurde: Die Verwüstungen des Zweiten Weltkriegs hatten viele Städte als tatsächliche Tabula rasa hinterlassen, auf der großmaßstäbliche Neuplanungen möglich erschienen.²³ Hinzu kam ein neues Selbstverständnis der Staaten als moderne Sozialstaaten, die zum einen die Schaffung von angemessenem Wohnraum als Teil ihres Vorsorgeauftrags begriffen und zum anderen mit wissenschaftlich fundierter Planung den technischen und gesellschaftlichen Fortschritt steuern und vorantreiben wollten.²⁴ So entstanden überall neue Wohnblöcke mit hellen, warmen, gesunden Wohnungen. Doch stellte sich schnell heraus, dass allein die Befriedigung der physischen Wohnbedürfnisse nicht ausreichte. Eine junge Generation moderner Architektinnen und Architekten, Journalistinnen und Journalisten und selbst die Fachleute in den staatlichen Verwaltungen kritisierten den öden und tristen Eindruck der neuen Wohngebiete, die als reine „Schlafstädte“ wahrgenommen wurden.²⁵

²¹ Programmatiches Dokument dieser Überzeugungen ist die sogenannte Charta von Athen. Siehe: Le Corbusiers „Charta von Athen“, Texte und Dokumente. Kritische Neuausgabe, hrsg. von Thilo Hilpert, Braunschweig/Wiesbaden 1984.

²² Lewis Mumford, *The Story of Utopias*, New York 1923, S. 21 (eigene Übersetzung).

²³ Vgl. Klaus von Beyme u. a. (Hrsg.), *Neue Städte aus Ruinen*, deutscher Städtebau der Nachkriegszeit, München 1992; Werner Durth/Paul Sigel, *Baukultur: Spiegel gesellschaftlichen Wandels*, Berlin 2009, S. 387–561.

²⁴ Vgl. van Laak, *Planung*, insb. S. 318; James C. Scott, *Seeing Like a State. How Certain Schemes to Improve the Human Condition have Failed*, New Haven/London 1998, S. 103–146; das „Steuerungs- und Machbarkeitsdenken“ beschreibt auch Seefried, *Zukünfte*, S. 9 f. u. 492.

²⁵ Vgl. Christopher Klemek, *The Transatlantic Collapse of Urban Renewal. Postwar Urbanism from New York to Berlin*, Chicago 2011; Die Ikone dieser Kritik war die US-amerikanische Journalistin Jane Jacobs: *Jane Jacobs, The Death and Life of Great American Cities*, New York 1961. In Deutschland stießen vor allem der Publizist Wolf Jobst Siedler und der Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich ähnliche Debatten an: Wolf Jobst Siedler/Elisabeth Niggemeyer, *Die gemordete Stadt. Ein Abgesang auf Putte und Straße, Platz und Baum*, München 1964; Alexander Mitscherlich, *Die Unwirtlichkeit unserer Städte. Anstiftung zum Unfrieden*, Frankfurt am Main 1965. In Frankreich beschäftigten sich nach negativer Medienberichterstattung vor allem Soziologen mit dem Thema und im Jahr 1957 wurde im Bauministerium eine „Commission de la vie dans les grands ensembles“ eingerichtet, die Lösungen für das Problem finden sollte. Vgl. Cupers, *The Social Project*, S. 95–105; Tellier, *Les temps des HLM*, S. 90–117.

Sie vermissten urbane Qualitäten wie „Dichte“, „Fülle“, „Tempo“ und „Lebendigkeit“.²⁶

Die großen, einheitlich geplanten Neubausiedlungen der 1960er Jahre sollten Wohnungsbau auf dem neuesten technischen Stand mit den vermissten städtischen Qualitäten verbinden. Das Märkische Viertel in Westberlin, geplant für 50.000 Einwohnerinnen und Einwohner, und das Viertel Le Mirail in der Provinzhauptstadt Toulouse, das sogar 100.000 Menschen beherbergen sollte, stellten besonders ambitionierte Projekte dar, denen Modellcharakter zukommen sollte.

Beide Siedlungen waren Trägerinnen hoher Erwartungen von Architekten, Politikerinnen und Politikern und der interessierten Bevölkerung. Ein Grundversprechen bildete die gemeinsame Basis der Erwartungsgemeinschaften: Als Symbole für die Modernisierung der Gesellschaft sollten Le Mirail und das Märkische Viertel die Potentiale des technischen Fortschritts und des Wirtschaftswachstums auf der Ebene alltäglicher Erfahrungen realisieren. Jedoch nahm die geteilte Vision bei den Akteursgruppen der Architekten, der Politikerinnen und Politiker und der Bewohnerinnen und Bewohner verschiedene Ausprägungen an.

Der Traum vom modernen Leben

Als Georges Candilis, Alexis Josic und Shadrach Woods den Wettbewerb für den Bau eines neuen Wohnviertels am Rand der Stadt Toulouse Anfang des Jahres 1962 für sich entschieden, gehörten sie bereits zur internationalen Avantgarde moderner Architekten.²⁷ Sie waren Mitglieder des Team Ten, das Ende der 1950er Jahre die von Le Corbusier mitgegründeten Congrès Internationaux d'Architecture Moderne als zumindest in Westeuropa einflussreichste Architekturplattform beerbt hatte.²⁸ Im Jahr der Gründung ihrer Firma Candilis-Josic-Woods 1955 ge-

²⁶ Diese Debatte wurde im Nachhinein mit dem Schlagwort „Urbanität durch Dichte“ versehen, das zurückgeht auf einen Vortrag des Soziologen Edgar Salin auf der Konferenz des Deutschen Städtetags im Jahr 1960 in Augsburg, siehe Deutscher Städtetag, *Erneuerung unserer Städte. Vorträge, Aussprachen und Ergebnisse der 11. Hauptversammlung des Deutschen Städtetages*, Augsburg, 1.–3. Juni 1960, Stuttgart 1960. Der West-Berliner Bausenator Rolf Schwedler nannte im Jahr 1964 „städtische Lebendigkeit“ als Ziel seiner Baupolitik. Siehe: Rede des Senators für Bau- und Wohnungswesen Rolf Schwedler, Abgeordnetenhaus von Berlin, Protokolle IV. Wahlperiode, Stenographischer Bericht der 33. Sitzung vom 18. Juni 1964, S. 357.

²⁷ Vgl. Tom Avermaete, *Another Modern: The Post-War Architecture and Urbanism of Candilis-Josic-Woods*, Rotterdam 2005; Bénédicte Chaljub, *Candilis Josic Woods*, Paris 2010; ein großer Teil der Autobiografie Georges Candilis' ist ebenfalls der gemeinsamen Arbeit der Firma gewidmet: Georges Candilis, *Bâtir la vie. Un architecte témoin de son temps*, Gollion 2012 (Originalausgabe 1977).

²⁸ Zur Geschichte des „Team Ten“ vgl. Max Risselada/Dirk van den Heuvel, *Team 10. 1953–81: In Search of a Utopia of the Present*, Rotterdam 2005, sowie das ergänzende Internetprojekt *Team Ten Online*, abrufbar unter: <http://www.team10online.org/>; zur Einbindung von Candilis, Josic und Woods vgl. auch: Catherine Blain, *Team 10, the French Context*, Vortrag gehalten auf der Konferenz „Team 10 – between Modernity and the Everyday“, 5.–6. 6. 2005, organisiert von der Fakultät für Architektur der TU Delft, <http://www.team10online.org/research/papers/delft2/blain.pdf> (26. 1. 2015).

wannen die Architekten einen staatlichen Wettbewerb für kostengünstige Sozialwohnungen, die dann tausendfach überall in Frankreich gebaut wurden.²⁹ Im Jahr 1959 erhielten sie für eine Stadterweiterung im Rahmen der staatlichen Dezentralisierungsplanung den „prix de l'urbanisme“ des Bauministers.³⁰ Doch die Architektengemeinschaft baute nicht nur für den französischen Staat, sondern beteiligte sich auch international an Wettbewerben für Wohnungsbau und Bildungsbauten und bekam zum Beispiel 1964 den Auftrag für den Entwurf eines neuen Hauptgebäudes der West-Berliner Freien Universität. Ihre Entwurfstätigkeit war eng verzahnt mit theoretischer Arbeit: Regelmäßig stellten sie ihre Projekte auf den Treffen des Team Ten zur Diskussion und publizierten in Fachzeitschriften. In den Debatten gehörten Candilis, Josic und Woods zu den schärfsten Kritikern der Architektur und des Städtebaus der Nachkriegszeit, die sie dafür verantwortlich machten, dass Städte in ganz Europa ohne Rücksicht auf lokale Gegebenheiten entsteht und mit „gleichförmigen und deprimierenden“ Wohnblöcken zugebaut wurden.³¹

Dabei begriffen die drei Architekten die Einführung der industriellen Massenproduktion im Bausektor durchaus als große Chance für die Zukunft.³² Jedoch sahen sie eine klaffende Lücke zwischen den Möglichkeiten, die der technische Fortschritt und der steigende gesellschaftliche Wohlstand eröffneten, und der alltäglichen Lebensrealität in den Städten: Die Architektur habe den „menschlichen Maßstab“ aus den Augen verloren.³³ Ihre Kritik galt allerdings nur der technokratischen Umsetzung moderner Planungsideen, nicht der „klassischen“ modernen Architektur und Stadtplanung selbst, als deren Erben sie sich verstanden – hatten sich doch Georges Candilis und Shadrach Woods als Mitarbeiter Le Corbusiers kennengelernt – und die es nun an die neuen Bedingungen der Nachkriegszeit anzupassen gelte.³⁴ Aus dieser Tradition stammte auch der gesellschaftliche Gestaltungsanspruch von Architektur, der auch das Ziel der Arbeit von Candilis-Josic-Woods prägte: „Völlig neue Lösungen finden, die den Menschen helfen, sich an die wechselhaften Bedingungen unserer Epoche anzupassen.“³⁵ In diesem Satz

²⁹ Der „Concours Million“, eine Beschreibung mit Zeichnungen und Fotos in: Chaljub, Candilis Josic Woods, S. 56–75.

³⁰ Es handelte sich um die Erweiterung des mittelalterlichen Städtchens Bagnols-sur-Cèze, dessen Bevölkerung dank des neugebauten Atomkraftwerks Marcoule sprunghaft wuchs. Vgl. Chaljub, Candilis Josic Woods, S. 78–99.

³¹ Georges Candilis, *Problèmes d'urbanisme*, in: *L'Architecture d'Aujourd'hui* 118 (1964), ohne Seitenzahlen.

³² Vgl. z. B. *Centre d'archives d'architecture du XX^e siècle*, Paris, Fonds Georges Candilis, (künftig: CC) 236 Ifa 317/12, Georges Candilis/Alexis Josic/Shadrach Woods: *Habitat & Habitation*, unveröff. Manuskript, o. D., S. 6; Shadrach Woods, *The Man in the Street. A Polemic on Urbanism*, Harmondsworth 1975, S. 65.

³³ CC 236 Ifa 317/12, Georges Candilis, *L'„Habitat“ et l'Habitation*, unveröff. Manuskript, Oktober 1969, S. 9.

³⁴ Zur Architektur vgl. Georges Candilis, *Plan de masse de l'habitat*, in: *L'Architecture d'Aujourd'hui* 57 (1954), S. 0–7, hier S. 1. Zur Stadtplanung: Georges Candilis, *Les Critères*, in: *L'Architecture d'Aujourd'hui* 73 (1957), S. 12.

³⁵ „Rechercher des solutions entièrement nouvelles qui peuvent aider les gens à s'adapter aux conditions changeantes de notre époque.“ Candilis: *L'„Habitat“ et l'Habitation* (wie Anm. 33),

ist nicht nur die Planung für eine zukünftige Menschheit erkennbar, die Mumford als Merkmal von Utopien identifizierte, er belegt auch die Überzeugung der Architekten, dass Architektur eine erzieherische Aufgabe zukomme. Diese Einstellung schlug sich auch im Entwurf für Le Mirail nieder.

Den Wettbewerb für Le Mirail, den die Stadt Toulouse und das französische Bauministerium gemeinsam ausrichteten, gewannen Candilis-Josic-Woods mit dem Versprechen, durch ihren Entwurf „mit den Vorstellungen von Großwohnsiedlungen und Satellitenstädten als einförmig und ohne Persönlichkeit zu brechen“.³⁶ Zwei Hauptelemente sollten dafür sorgen, dass das von ihnen geplante neue Stadtviertel einen unverwechselbaren Charakter haben und lebendig sein würde: Erstens sollte Le Mirail mit der historischen Stadt Toulouse eine Einheit bilden. Dafür analysierten Candilis-Josic-Woods die Altstadt auf der Suche nach charakteristischen Elementen, die sich in eine moderne Stadtanlage übersetzen ließen. Der spezifische Charakter von Toulouse entsprang ihnen zufolge nicht einzelnen historischen Baudenkmälern oder der vorherrschenden Ziegelbauweise der „Ville Rose“, sondern dem besonderen Muster, das der Entwicklung der Stadt zugrunde liege. So entdeckten die Architekten, dass die Anlage der Straßen, Plätze und Parks der Stadt einer Y-förmigen Struktur folge.³⁷ Diese Y-förmige Struktur machten sie zur Grundlage ihrer Planung für Le Mirail, damit der besondere lokale Charakter auch dort erfahrbar würde.

Zweitens sollte ein „lineares Zentrum“, das sich – natürlich Y-förmig – durch die ganze Siedlung zieht, städtische Lebendigkeit erzeugen. Vorbild für dieses Zentrum waren Straßen mit gemischter Nutzung, wie sie in historisch gewachsenen Stadtzentren zu finden sind. In Abgrenzung zum Schlafstadt-Charakter vieler Großsiedlungen betonte Georges Candilis: „In unserer Straße wird es alles geben, was eine Straße bieten kann. In unserer Straße gibt es auch Gaststätten. [...] Auch die Alten werden dort ein sonniges Plätzchen finden. Und auch für den einsamen Leser gibt es eine ruhige Ecke.“³⁸ Den Rückgriff auf traditionelle Vorstellungen

S. 10; ebenso CC Fonds Candilis, 236 Ifa 318/03, Georges Candilis/Alexis Josic/Marc Emery, *À la recherche de l'espace*, Juni 1967, unveröff. Manuskript, S. 2. Dass die Neugestaltung der gebauten Lebensumwelt („Habitat“) der Ausgangspunkt für gesellschaftliche Veränderungen sein müsse, wird auch ausgeführt in: CC Fonds Candilis, 236 Ifa 318/03, Georges Candilis/Alexis Josic/Marc Emery, *L'art de vivre*, Manuskript, o. D.

³⁶ Archives Municipales de Toulouse (künftig: AMT), 426 W 4, H. Piot/J. François, Note Explicative, *Idées Directrices*; in: Équipe G. Candilis – P. Dony – A. Josic – S. Woods – Ing. Conseil V.R.D.: Wettbewerbseinreichung „Concours Toulouse Le Mirail“, o. D.

³⁷ Ebenda, *Présentation de l'avant-projet*, S. 2. Vgl. auch: CC Fonds Candilis, 236 Ifa 317/05, Claude Rivière/Georges Candilis, *Toulouse saisit la chance que Paris a laissé passer*, o. D., S. 11. Ein Stadtplan von Toulouse, auf dem das Raster sichtbar gemacht wurde, findet sich in einem vermutlich von der Stadt veröffentlichten Heft, in dem der Gewinnerentwurf der Firma Candilis-Josic-Woods der Öffentlichkeit vorgestellt wird: AMT 493W15, *Concours Z. U. P. Le Mirail Toulouse*, o. D.

³⁸ Zitiert aus dem Film „Toulouse Le Mirail“, Regie Mario Marret, 1962. Candilis, Josic und Woods produzierten den halbstündigen Film, um ihr Projekt einem breiten Publikum vorzustellen. Ein Ausschnitt kann auf der Homepage des Institut National de l'Audiovisuel angesehen werden: <http://www.ina.fr/video/I07110334> (16. 12. 2019).

vom Stadtleben verbanden die Architekten mit einer aufsehenerregenden Neuerung: der vertikalen Trennung von Auto- und Fußgängerverkehr im Bereich des linearen Zentrums,³⁹ das als Fußgängerhochebene ausgeführt werden sollte, während sich Zufahrtsstraßen und Parkplätze darunter befanden. Angrenzend an die Zentrumsstraße planten Candilis-Josic-Woods Wohngebäude mit bis zu 15 Stockwerken und Y-förmigem Grundriss, die alle miteinander verbunden waren. Jeweils im fünften und neunten Stock befanden sich Laubengänge, die Teil des öffentlichen Fußgängerwegenetzes sein sollten. Zugleich stellten sie im Entwurf der Architekten einen Begegnungsraum dar, der nachbarschaftliche Kontakte befördern sollte.⁴⁰ Neben diesen utopiesättigten Konzeptionen umfasste die Planung für Le Mirail ganz konkret die komplette Ausstattung für eine Stadt mit 100.000 Einwohnern: Geschäfte und Verwaltungsgebäude, Schulen, Sportflächen, Kirchen, Hotels, Gewerbestandorte und sogar eine Universität. Die Architekten waren davon überzeugt, dass es den zukünftigen Einwohnerinnen und Einwohnern an nichts fehlen würde, und sie glaubten daran, nicht nur die materiellen, sondern auch die geistigen und emotionalen Bedürfnisse der Menschen befriedigen zu können: „Während der gesamten Entwurfsarbeit waren wir nur auf Eines fixiert: den Menschen, der in der zukünftigen Stadt leben wird. [...] Ein einziger Gedanke hat uns geleitet: eine Stadt zu entwerfen, in der die zukünftigen Bewohner glücklich sein werden.“⁴¹

Den Gesamtplan für das Märkische Viertel entwarf der Architekt und damalige West-Berliner Senatsbaudirektor Werner Düttmann zusammen mit den freien Architekten Georg Heinrichs und Wolfgang C. Müller. Das Team Müller und Heinrichs und Werner Düttmann bauten auch je einen Wohnkomplex in der für 50.000 Einwohner geplanten Siedlung. Die anderen Gebäude entwarfen verschiedene Architektinnen und Architekten aus dem In- und Ausland, die dabei waren, sich einen Namen zu machen – darunter auch Shadrach Woods von Candilis-Josic-Woods.

Genau wie die Planer Le Mirails fühlten auch Düttmann, Müller und Heinrichs sich der Tradition der klassischen Moderne verpflichtet, die sie jedoch an die neuen Bedingungen der Nachkriegszeit anpassen wollten.⁴² Alle drei waren an der vielbeachteten „Internationalen Bauausstellung 1957“ im West-Berliner Hansaviertel beteiligt gewesen und hatten an der Seite bekannter Architekten wie Walter Gropius, Alvar Aalto oder Hans Sharoun gearbeitet. Obwohl auch Düttmann,

³⁹ Die vertikale Trennung von verschiedenen Verkehrsformen ist ein wiederkehrendes Motiv in architektonischen Zukunftsvisionen, das bis ins 19. Jahrhundert zurückreicht. Vgl. Helmut Trischler/Hans-Liudger Dienel, *Geschichte der Zukunft des Verkehrs. Eine Einführung*, in: dies. (Hrsg.), *Geschichte der Zukunft des Verkehrs, Verkehrskonzepte von der frühen Neuzeit bis zum 21. Jahrhundert*, Frankfurt am Main/New York 1997, S. 11–39, hier S. 17–19.

⁴⁰ Vgl. CC Fonds Candilis, 236 Ifa 317/05, George Candilis/Alexis Josic/Shadrach Woods, *Im Mirail leben* (deutsch im Original), unveröff. Manuskript, o. D. (Anfang der 1970er Jahre).

⁴¹ Georges Candilis am Ende des Films „Toulouse Le Mirail“ (wie Anm. 38).

⁴² Vgl. Anna Teut, *Portrait Georg Heinrichs*. Mit einem Vorwort von Wolf Jobst Siedler, Berlin 1984, insb. S. 26.

Müller und Heinrichs in der internationalen Fachwelt vernetzt waren und wahrgenommen wurden, beschränkte sich ihr Arbeitsfeld hauptsächlich auf West-Berlin. Dafür hatte Werner Düttmann als Senatsbaudirektor – ein Posten, auf den ihm Hans C. Müller 1967 folgte – weitreichenden Einfluss auf die Städtebaupolitik der Inselstadt. Das Märkische Viertel betrachtete er als Modell für die Stadt der Zukunft:

„Hier bietet sich die Basis, neuen Lebensvoraussetzungen zu entsprechen und alten Begriffen zu entsagen. [...] All diese gesellschaftlichen und technischen Veränderungen veranlassen uns, heute die Wohn- und Stadtform neu zu formulieren. Sie begründen den Versuch, im M[ärkischen] V[iertel] ein neuartiges, sinnbefriedigendes Stadt- und Raumgefüge zu entwickeln.“⁴³

Dazu ordnete der Gesamtplan die einzelnen Wohngebäude zu drei „Bebauungsarmen“, die an den Enden bis zu zwanzig Stockwerke hoch und im Mittelteil niedriger sein sollten, um wie Gebirgsketten eine abwechslungsreiche „Stadtlandschaft“ zu bilden. Als weiteres verbindendes Element ließen die Architekten vom Künstler Utz Kampmann ein einheitliches Farbkonzept für alle Gebäudekomplexe entwickeln, das durch das Vorherrschen von warmen Rot- und Gelbtönen den Effekt einer „künstlichen Sonne“⁴⁴ erzeugen sollte. Den ausgedehnten Grünflächen kam eine besondere Bedeutung zu. Die mit der Gestaltung beauftragten Landschaftsarchitekten verstanden sie als kollektive Gärten, in denen die Bewohner verschiedenen Freizeitaktivitäten nachgehen und miteinander in Kontakt kommen würden.⁴⁵ Zugleich dienten die Grünanlagen als öffentliches Fußgängerwegenetz, über das man unbehelligt vom Autoverkehr das ganze Viertel durchqueren konnte. Auch das Zentrum der Siedlung, wo die drei Bebauungsarme aufeinandertrafen, war eine Fußgängerzone. Dort sollten neben Geschäften auch Unterhaltungs-, Bildungs- und Sporteinrichtungen den Mittelpunkt des geselligen und kulturellen Lebens bilden, während kleinere Läden und weitere öffentliche Einrichtungen wie Schulen und Altersheime im Gebiet verstreut die wohnortnahe Versorgung sicherstellen würden. Quer durch die Siedlung verlief eine Hauptverkehrsstraße, welche die Planer als „Boulevard“ mit Platanen und breiten Bürgersteigen anlegten, um den großstädtischen Charakter des Märkischen Viertels zu unterstreichen.

Auch die Entwürfe für die Wohnungen, im Märkischen Viertel ebenso wie in Le Mirail, versprachen ein besseres Leben. Obwohl die meisten im sozialen Wohnungsbau entstanden, überstiegen sie dessen normale Standards durch die Aus-

⁴³ Baukunstarchiv der Akademie der Künste Berlin, NL Werner Düttmann, Werner Düttmann, unveröff. Manuskript über das Märkische Viertel, o. D. (vermutlich Mitte der 1960er Jahre), S. 2 f.

⁴⁴ „Künstliche Sonne macht glücklich“, kommentierte der Architekt Herbert Stranz, welcher einen Gebäudekomplex im Märkischen Viertel entwarf, das Farbkonzept für die Fassaden: Herbert Stranz, Berlin, Märkisches Viertel – ein Zwischenbericht, in: *Bauwelt* 46/47 (1967), S. 1188–1215, hier S. 1192.

⁴⁵ Firmenarchiv Georg Heinrichs, Werner Düttmann/Hans Christian Müller/Georg Heinrichs, Erläuterungen der SAL-Planungsgruppe als Teil der Gesamtkonzeption: „Lage und Begrenzung des Märkischen Viertels in Berlin und die städtebauliche Konzeption“, o. D.

stattung mit modernem Komfort, die teils innovative Raumaufteilung und Extras wie große Loggien oder Essplätze.

Die Planer beider Siedlungen waren fest davon überzeugt, die Voraussetzungen für ein glückliches Leben der Bewohnerinnen und Bewohner zu schaffen. Sie gingen davon aus, dass ihre Entwürfe dafür sorgen würden, dass sich die Bewohnerinnen und Bewohner der neuen Stadtviertel mit ihrem neuen Wohnort identifizieren und ihn sich aneignen würden – in ihrer Einstellung, aber auch durch konkretes Handeln. Allerdings hatten sie eine bestimmte Vorstellung dieser wünschenswerten Aneignung: Die Planung privilegierte einige als modern wahrgenommene Handlungsweisen und erschwerte andere. Dies betraf etwa den starken Akzent auf die Ausbildung eines Gemeinschaftslebens durch öffentliche Begegnungsorte, deren Nutzung unumgänglich war, die Förderung von Frauenerwerbstätigkeit durch die Planung entsprechender wohnortnaher Arbeitsstätten,⁴⁶ oder die Verbannung des Autos aus zentralen Bereichen der Siedlungen, weil Fußgängerverkehr ihrer Ansicht nach für städtische Lebendigkeit sorgte.

Der Erziehungsgedanke, den Candilis explizit zum Ausdruck brachte, findet sich daher auch in Düttmanns folgendem Plädoyer für die außergewöhnliche Gestaltung des Märkischen Viertels:

„Eine einprägsame Umwelt kann die Basis für Beziehungen bilden, sie kann Aktivität, Anschauungen oder Erkenntnisse, ja individuelle Entwicklung fördern. Erst dann hat der Bürger die Möglichkeit, diese Umwelt mit seinen eigenen Vorstellungen und Assoziationen zu beleben und sie zu einem wirklich einmaligen und unverwechselbaren Stadtteil werden zu lassen.“⁴⁷

Die Architekten Le Mirails und des Märkischen Viertels machten sich wenig Gedanken über mögliche weitere Faktoren, die das Leben in den Siedlungen beeinflussen könnten, und verließen sich ganz darauf, dass die von ihnen entworfene Architektur automatisch die gewünschte Wirkung auf die Menschen erzielen würde.

Die Erwartungen der Politikerinnen und Politiker, die über den Bau der neuen Viertel in West-Berlin und Toulouse entschieden, waren keineswegs auf eine pragmatische Notlösung gerichtet, sondern reichten sogar noch über jene der Architekten hinaus. So begeisterte sich der damalige Bürgermeister von Toulouse, Louis Bazerque: „[W]ir wollen nicht die Stadt von 1960 bauen, sondern eine Stadt für das Jahr 1980 oder das Jahr 2000!“

Für den Toulouser Bürgermeister, den französischen Bauminister Pierre Sudreau, den Berliner Bausenator Rolf Schwedler, seinen Senatsbaudirektor Düttmann, das Bezirksamt von Berlin-Reinickendorf und viele Beschäftigte der Behörden waren Le Mirail und das Märkische Viertel Symbole einer erfolgreich gesteuerten gesellschaftlichen Entwicklung. Denn sie setzten den überalterten oder schlechten Gebäudebestand der Städte mit sozialer und ökonomischer Rück-

⁴⁶ Für Le Mirail vgl. dazu: CC Fonds Candilis, 236 Ifa 317/05, Claude Rivière, Toulouse saisit la chance que Paris a laissé passer, S. 12, redigiert und ergänzt von Georges Candilis, der sich auch selbst handschriftlich auf der Titelseite als Autor ergänzte.

⁴⁷ Düttmann, Manuskript über das Märkische Viertel, S. 5.

ständigkeit gleich: „Übersehen wir nicht, dass sich hinter den abgewirtschafteten Fassaden der gesellschaftliche Verfall eines Teils der Bevölkerung vollzogen hat“, mahnte ein leitender Beamter der Berliner Bauverwaltung.⁴⁸

In West-Berlin war die neue Großsiedlung Teil einer umfassenden Stadtsanierung, im Zuge derer Altbaubestand großflächig abgerissen und durch Neubauten ersetzt werden sollte. Das Märkische Viertel sollte eine greifbare Demonstration des kommenden, fortschrittlichen Städte- und Wohnungsbaus sein. Zugleich ermöglichte seine Errichtung erst den Abriss alter Gebäude, weil deren Bewohnerinnen und Bewohner dort eine neue Heimat finden sollten.

Außerdem diente es, sowohl symbolisch als auch praktisch, der Konsolidierung der Inselstadt gegenüber der umgebenden DDR. Die Großsiedlung entstand in Sichtweite der vor Kurzem errichteten Berliner Mauer und die Namensgebung nach der durch die Teilung unerreicht gewordenen Mark Brandenburg sowie die Benennung der Straßen nach Brandenburgischen Städten machten die Absicht zusätzlich deutlich. Praktisch sollte eine Wohnung im Märkische Viertel ein Anreiz für Arbeitssuchende aus Westdeutschland sein, sich in Berlin niederzulassen, um der Überalterung und dem Bevölkerungsverlust der Teilstadt entgegenzuwirken. Kurz nach dem Mauerbau hatte der West-Berliner Senat die Anwerbekampagne „Deine Chance ist Berlin“ begonnen⁴⁹ und der Regierende Bürgermeister versprach den Zuwanderungswilligen, ihnen in den neuen Großsiedlungen „ein Heim eine eigene, schöne, moderne Wohnung“ bereitzustellen.⁵⁰

Im Gegensatz dazu war die Einwohnerzahl von Toulouse in der Nachkriegszeit stark gewachsen, jedoch ohne dass der Wohnungsbau mit der Bevölkerungszunahme Schritt gehalten hatte. Le Mirail sollte nicht nur die drängende Wohnungsnot lindern, sondern diente dem Bauministerium auch als Modellprojekt für sein landesweites Vorhaben, die Stadtentwicklung in Zukunft stärker staatlich zu steuern, um der hohen Verdichtung in den Innenstädten und der Zersiedelung des Umlands Einhalt zu gebieten.

Das neue Stadtviertel in Toulouse war darüber hinaus Teil des nationalen Dezentralisierungs- und Wirtschaftsförderprogramms. Die Stadt an der Garonne sollte zu einem der regionalen Wachstumszentren werden, welche das Ungleichgewicht zwischen Paris und dem Rest des Landes abbauen und den gleichmäßigen Wirtschaftsaufschwung befördern sollten, damit sich Frankreich als „moderne Nation“ in der neuen Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft behaupten könne.⁵¹

⁴⁸ Diskussionsbeitrag des Leitenden Baudirektors von Berlin Friedrich Fülrlinger, Aussprache Arbeitskreis II, in: Deutscher Städtetag, *Erneuerung unserer Städte*, Stuttgart 1960, S. 108.

⁴⁹ Franziska Nentwig/Dominik Bartmann (Hrsg.), *West-Berlin. Eine Insel auf der Suche nach Festland*. Katalog der gleichnamigen Ausstellung der Stiftung Stadtmuseum Berlin, 14. 11. 2014–28. 6. 2015, Berlin 2014, S. 58–61.

⁵⁰ So eine „Anregung zur Ansprache des Herrn Reg. Bürgermeisters“ bei der Grundsteinlegung für die Großraumsiedlung Berlin-Buckow-Rudow am 7. November 1962: LArch Berlin, B Rep 002, Nr. 13065, Kühne (Mitarbeiters der Berliner Senatsverwaltung) an den Regierenden Bürgermeister von Berlin, 1. 11. 1962.

⁵¹ Archives Nationales (künftig: AN), Box 19770818/8, Conseil Supérieur du Ministère de la Construction: Plan d'aménagement du territoire, novembre 1961.

Durch Ansiedlung von Unternehmen wurde Toulouse zum Standort für Luftfahrt- und Elektronikindustrie ausgebaut, wobei Le Mirail als attraktives Wohnquartier für Fachkräfte mit anschließendem Gewerbegebiet sowie als Universitätsstandort zum Schlüsselprojekt dieser Modernisierungsplanung wurde.⁵² So begeisterte sich beispielsweise der Vertreter des Bauministers bei der Bekanntgabe des Siegerentwurfs von Candilis-Josic-Woods, nachdem er das geplante Strukturförderungsprogramm vorgestellt hatte: „Hier ist sie [...], die große Aufgabe, derer sich Toulouse rühmen kann, eine Stadt, die stolz ist auf ihre Vergangenheit und sich ihrer Zukunft gewiss, die sich in Mirail auf tut.“⁵³

Der Bau der Siedlungen war ein Versprechen an die Bürgerinnen und Bürger, dass der Staat für eine generelle Verbesserung der Lebensbedingungen sorgen würde. Umgekehrt erhofften sich die Verantwortlichen aber auch, dass die Neugestaltung der Städte auf die Gesellschaft als Motor der Modernisierung zurückwirken würde. Le Mirail und das Märkische Viertel boten den zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohnern moderne Sozialwohnungen in einem sorgfältig gestalteten Umfeld und die Aussicht auf Teilhabe an den steigenden Konsummöglichkeiten des Wirtschaftswachstums.⁵⁴ Im Gegenzug wurde von ihnen erwartet, sich der neuen Umgebung anzupassen und als fortschrittlich erachtete Verhaltensweisen zu zeigen. Deshalb legten die Verantwortlichen beider Siedlungen so großen Wert auf die soziale Durchmischung der Bewohnerschaft.⁵⁵ Dahinter steckte die Vorstellung, sozial schwächere und in ihrem Verhalten „rückständigere“ Bewohnerinnen und Bewohner würden von ihren bessergestellten Nachbarn in Bezug auf moderne Lebensführung lernen. Dazu kam das weitreichendere gesellschaftliche Ziel, durch das Zusammenwohnen verschiedener Schichten die sozialen Gegensätze aufzulösen und eine Gesellschaft der „klassenlosen Mitte“ zu schaffen.⁵⁶

Trotz aller Unterschiede im Detail teilten Architekten und verantwortliche Akteure aus Politik und Verwaltung die Hoffnung, mit den neuen Stadtvierteln die Grundlage für eine lichte Zukunft zu erschaffen. Aus diesem Konsens entstand die

⁵² AN Box 19910710/21, Note de présentation concernant la Zone à Urbanier par Priorité de Toulouse Le Mirail“, Anhang zu „Arrêté du 15. 9. 1960“, Ministère de la Construction; ebenso: AMT, Box 32 W 80, Z.U.P. [zone à urbaniser en priorité; C. A.] Toulouse Le Mirail: Concours national d'urbanisme, 1 Exposé général, Note introductive du Maire de Toulouse.

⁵³ AN Box 19770815/3, Z.U.P. du Mirail à Toulouse, Allocution de M. Randet, Directeur de l'Aménagement du Territoire, 20 Mars 1962.

⁵⁴ Vgl. z. B. die Präsentation des städtebaulichen Programms für Le Mirail durch den Toulouser Stadtarchitekten Germain Tarrius: AMT Box 426 W 2, Conférence sur l'urbanisme de Toulouse tenue à l'Atelier d'Urbanisme le 15 Septembre 1960 sous la présidence de Monsieur Pierre Sudreau, Ministre de la Construction. Protokoll, S. 22 f.

⁵⁵ Vgl. für Le Mirail die Rede des Bürgermeisters auf der Stadtratssitzung von Toulouse vom 26. 9. 1960, in: Bulletin Municipal (1960), S. 476. Für das Märkische Viertel: „Presse-Waschzettel“ für die Pressekonferenz zur Vorstellung des Sanierungskonzepts für das Märkische Viertel am 29. März 1963 im Rathaus Reinickendorf, in: Firmenarchiv Georg Heinrichs.

⁵⁶ So die Formulierung des Bausenators Rolf Schwedler anlässlich der Interbau 1957: Harald Bodenschatz, Das neue Hansaviertel. Die Antwort der Interbau 1957 auf die Mietskasernenstadt, in Arch+ 82 (1986), S. 70–74, hier S. 74.

Erwartungsgemeinschaft der Planer. Sie verbreitete ihr Anliegen und ihr Versprechen auf allen ihr zur Verfügung stehenden Kanälen: Candilis-Josic-Woods drehten einen Film, den sie in Toulouser Kinos zeigten, der aber auch ins Ausland verliehen und ausschnittsweise im Fernsehen präsentiert wurde, Pressekonferenzen wurden abgehalten und die Modelle der Siedlungen öffentlich ausgestellt, Musterwohnungen eingerichtet, Broschüren und Plakate gedruckt sowie Interviews gegeben.

Das stieß nicht nur in der Fachöffentlichkeit auf Interesse, auch lokale und überregionale Massenmedien verbreiteten enthusiastisch die Vision der Planer. Als eine „Super-Stadt“ beschrieb beispielsweise die Berliner Boulevardzeitung „B. Z.“ das Märkische Viertel⁵⁷ und selbst vom Publizisten und notorischen Moderne-feind⁵⁸ Wolf Jobst Siedler gab es Lob für das Konzept in der „Süddeutschen Zeitung“. ⁵⁹ Le Mirail wurde in der Zeitung „Le Monde“ dafür gepriesen, den rasenden technischen Fortschritt endlich wieder für die Bedürfnisse der Menschen nutzbar zu machen,⁶⁰ und das Gesellschaftsmagazin „Noir et Blanc“ berichtete gar von einem „urbanen Paradies“. ⁶¹ In der Regel wurden die komplexen und teils recht abstrakten Vorstellungen der Planer dabei nicht vermittelt. Dafür ermunterte die Berichterstattung ihre Leserschaft, sich selbst als zukünftige Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlungen der Zukunft zu sehen: „Tausende von Wohnungssuchenden haben neue Hoffnung geschöpft. Sie träumen von eigenen vier Wänden in dem riesigen Wohnviertel“, behauptete etwa die „Bild“. ⁶²

Die Einschätzung der Zeitung erscheint schlüssig. Viele Menschen in Berlin und Toulouse lebten in äußerst schlechten Verhältnissen, ihre Wohnungen waren überbelegt, baufällig, feucht und ohne warmes Wasser oder Sanitäranlagen. Die von den Medien verbreitete Vision der neuen Großsiedlungen stellte für sie ein Angebot dar, sich der Erwartungsgemeinschaft der Planenden anzuschließen und

⁵⁷ O. V., 24 Architekten bauen eine Super-Stadt, in: B. Z., o. D. (um den 1. 9. 1962, da es um den Beginn der „Berliner Bauwochen“ geht, die vom 1. bis 16. 9. 1962 stattfanden); in: Pressesammlung, Firmenarchiv Georg Heinrichs.

⁵⁸ Bereits Ende der 1950er Jahre veröffentlichte Siedler eine Artikelserie im Berliner Tagesspiegel, in der er das Verschwinden des Urbanen durch modernen Städtebau beklagte. Ergänzt durch suggestive Fotos bildeten sie die Grundlage für sein Buch „Die gemordete Stadt“ das Jahrzehntelang immer wieder neu aufgelegt wurde.

⁵⁹ Wolf Jobst Siedler: Die ‚Stadt von morgen‘ – eine Stadt von gestern? Überlegungen anlässlich der Berliner Bauwochen 1962, in: Süddeutsche Zeitung, 11. 9. 1962; in: Pressesammlung, Firmenarchiv Georg Heinrichs.

⁶⁰ Jacques Michel, Le Toulouse de l’an 2000 retrouvera le rythme humain de la cité antique, in: Le Monde, o. D. (vermutlich 1.2. bis 9. 3. 1962); in: CC Fonds Candilis, 236 Ifa 316/01.

⁶¹ Claude Villaret examine et vous aide à résoudre tous vos problèmes: Apprenez à vivre comme en 1980 (II): À 5 km de Toulouse, un paradis urbain où il fera bon vivre, in: Noir et Blanc, Nr. 888, 9. 3. 1962, S. 164.

⁶² O. V., Bald Baubeginn im ‚Märkischen Viertel‘: Bis 1968 soll Berlins modernste Siedlung fertig sein, in: Bild, Ausgabe Berlin, 30. 3. 1963, Pressesammlung, Firmenarchiv Georg Heinrichs. Auch andere Zeitungen weckten Erwartungen: „Gute Kunde für alle Wohnungssuchenden“, lautete der Beginn des Artikels „‚Märkisches Viertel‘ in Wilhelmsruh: 12.000 Wohnungen für den Norden“, in: Telegraf, 30. 3. 1963, S. 14.

auf eine der dort entstehenden komfortablen Neubauwohnungen zu hoffen, wie Zuschriften aus der Bevölkerung belegen. So bat eine Frau den Architekten Candilis um Grundrisse der Wohnungen in Le Mirail, weil eine Zeitungsreportage über das Viertel sie „bezaubert“ habe,⁶³ eine andere bewarb sich unter Bezug auf die Berichterstattung in der Presse hartnäckig um eine Wohnung im Märkischen Viertel.⁶⁴ Dabei veranlasste die von den Mitgliedern der Erwartungsgemeinschaft propagierte Verbindung der Bauprojekte mit gesellschaftlichem Fortschritt und wachsendem allgemeinen Wohlstand viele, die Zuteilung einer Wohnung in der Modellsiedlung als den Beginn einer auch individuell besseren Zukunft zu betrachten. So berichtete ein Bewohner des Märkischen Viertels: „Als ich mit meiner Familie im Juni 1969 ins MV zog, waren wir anfangs froh [...] es war wie ein neues Leben...“.⁶⁵

Sowohl in Le Mirail als auch im Märkischen Viertel taten die Musterwohnungen mit ihrem modernen Mobiliar ein Übriges, um die Phantasie der zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner weiter zu beflügeln.⁶⁶ Die daraufhin abgeschlossenen Ratenkaufverträge für Fernseher, Sofas und Schrankwände waren ein Ausdruck der Zuversicht, dass ab jetzt eine Zeit des steigenden Wohlstands und der Stabilität anbrechen würde: „Als ruhige und ordentliche Mieter hoffen wir noch 20 Jahre hier wohnen zu können“, schrieb ein Ehepaar kurz nach seinem Einzug ins Märkische Viertel.⁶⁷

Beide Siedlungen bestanden zum größten Teil aus sozialem Wohnungsbau in der Hand kommunaler Baugesellschaften. Dies verstärkte für die Bewohnerinnen und Bewohner die Zuversicht in die Versprechungen eines steigenden Lebensstandards durch die Vertreter des Sozialstaats. Auch wenn die Mieten in den Neubausiedlungen um ein Vielfaches höher waren als die für Altbauwohnungen, erwarteten sie nicht, dass ihnen das Schwierigkeiten machen würde, denn sie konnten ja staatliche Beihilfen erhalten. Besonders in Bezug auf das Märkische Viertel schürten die zuständigen Kommunalpolitiker nach Einführung des Wohngelds im Jahr 1965 die Erwartung, dass von nun an „für den überwiegenden Kreis auch der nicht gut verdienenden Bevölkerung die Miete gesichert“ sein würde.⁶⁸

Die Planer bestärkten sich gegenseitig in ihren hochfliegenden Hoffnungen und es gelang ihnen, zumindest Teile der zukünftigen Bewohnerinnen und Bewohner

⁶³ CC Fonds Candilis, 236 Ifa 485, A. Bouvet an Candilis-Josic-Woods, 19. 10. 1964.

⁶⁴ Mieteraktenarchiv der Gesobau, Akte 906/288, Ursula I. an Bernhard Becker (Vorstandsmitglied der Gesobau), 15. 8. 1966. Die den Mieterakten entnommenen Namen sind aufgrund des Datenschutzes anonymisiert.

⁶⁵ Amelie Glienke, *Wohnste sozial, haste die Qual: Mühsamer Weg zur Solidarisierung. „Jetzt reden wir“: Betroffene des Märkischen Viertels*, Reinbek bei Hamburg 1975, S. 58.

⁶⁶ Vgl. die Erinnerung einer Bewohnerin Le Mirails: Elizabeth Benoît-Catin, 2004, in: Stéphane Gruet/Rémi Papillaut (Hrsg.), *Le Mirail: Mémoire d'une ville*, Toulouse 2008, S. 148.

⁶⁷ Mieteraktenarchiv der Gesobau, Akte 912/165, Eheleute P. an die Geschäftsführung der Gesellschaft für sozialen Wohnungsbau, 27. 2. 1974.

⁶⁸ Der Reinickendorfer Bezirksstadtrat für Soziales Vogt, in: Bezirksverordnetenversammlung Reinickendorf, Protokolle IV. Wahlperiode, Wörtlicher Bericht über die 32. (ordentliche) Sitzung der Bezirksverordnetenversammlung Reinickendorf am 19. Januar 1966, S. 21–23, hier S. 23.

in die Erwartungsgemeinschaft mit einzubeziehen. Vorfreude prägte die Einstellung derer, die sich der Gemeinschaft zugehörig fühlten, während sie den Bau der Siedlungen verfolgten.

Enttäuschungen und Schuldzuweisungen

Die Architekten bekamen als erste Gelegenheit, ihre weitreichenden Erwartungen auf Realitätstauglichkeit zu testen. Shadrach Woods entwarf nicht nur zusammen mit seinen Kollegen Candilis und Josic den Gesamtplan für Mirail, auch im Märkischen Viertel baute er ein großes Wohnhaus. Dabei fand der Architekt seine Annahme, in der Modellsiedlung visionäre Konzepte umsetzen zu können, schnell widerlegt. Aus Kostengründen verlangte die Auftraggeberin, die Wohnungsbaugesellschaft Degewo, seinen Entwurf zu ändern: Woods musste auf Maisonettewohnungen verzichten und das Gebäude sollte statt aus vorgefertigten Platten aus Mauerwerk und Gießbeton errichtet werden.⁶⁹

Diese Änderungswünsche empörten den Architekten. Er war der Überzeugung, dass die bürokratische Planung und die mangelhafte finanzielle Ausstattung des öffentlich geförderten Wohnungsbaus jede Stadt der westlichen Welt „zu einem schädlichen oder abscheuerregenden Ort machen“.⁷⁰ Offensichtlich hatte Woods gehofft, dass dies bei dem Märkischen Viertel anders sein würde – und erlebte eine schwere Enttäuschung. Er sah seine Arbeit durch den Eingriff der Degewo entwertet und entlud seine Frustration darüber in einem mehrseitigen Anklageschreiben gegen die Bauherrin: „Why hire architects and then refuse to try their solutions [...]? Why pay for someone to do what he knows how to do and then shit on what he does?“, ereiferte er sich.⁷¹

Vergessen waren die geteilten Erwartungen und das gemeinsame Ziel: Statt zu überlegen, ob sich die Grundidee seines Entwurfs nicht auch unter den Einschränkungen realisieren ließe, erklärte Woods das gesamte Projekt Märkisches Viertel für korrupt und zum Scheitern verurteilt. Schuld daran waren für ihn die bornierten Bürokraten der Wohnungsbaugesellschaft, die ihre Machtposition dazu missbrauchten, der Menschheit bessere Lebensbedingungen vorzuenthal-

⁶⁹ Vgl. Avery Architectural and Fine Arts Library, Columbia University, Dept. of Drawings & Archives, Shadrach Woods architectural records and papers, bulk 1948–1973, Box 4, Folder 4, Item 2, Shadrach Woods, Discussion à l'académie der Künste le 4–8-67, o. D.; sowie ebenda, Shadrach Woods, M.V. 4/8/67, o. D.

⁷⁰ Shadrach Woods/Joachim Pfeuffer, Stadtplanung geht uns alle an/Urbanism is Everybody's Business/L'Urbanistica come problema di interesse collettivo, Stuttgart/Bern 1968, ohne Seitenzahlen. Vgl. auch die Aussage Georges Candilis' in der Kunstzeitschrift „L'Oeil“ aus dem Jahr 1964: „Je crois que l'ennemi n° 1 de la bonne architecture, c'est la bureaucratie“; zitiert nach: Gruet/Papillaut, Le Mirail, S. 112.

⁷¹ Avery Architectural and Fine Arts Library, Columbia University, Dept. of Drawings & Archives, Shadrach Woods architectural records and papers, bulk 1948–1973, Box 4, Folder 4, Item 2, Shadrach Woods, M.V. 4/8/67, o. D., S. 3 f.

ten.⁷² Da er seinen Entwurf nicht zurückziehen konnte, plante er stattdessen, sich zu rächen und die Methoden der Degewo auf einer internationalen Ausstellung bloßzustellen,⁷³ wozu es aber dann nicht kam. In seiner Ohnmacht hinterließ er stattdessen als Resümee seiner Arbeit am Märkischen Viertel ein Gedicht: „Schweinehunde von der Degewo, / Trotzdem / Hat man doch kein Recht / Mit dem Geld des Volks / Schund zu kaufen!“⁷⁴

Auch im Fall von Le Mirail blieb die Erwartungsgemeinschaft nicht stabil. Bereits kurz nach der Entscheidung des Wettbewerbs wechselte der französische Bauminister Pierre Sudreau, der sich stark für das Projekt eingesetzt hatte, in ein anderes Ressort. Sein Nachfolger Jacques Maziol stand Le Mirail äußerst skeptisch gegenüber und zögerte die versprochene Finanzierung immer wieder hinaus. Wie andere beteiligte Institutionen hielt er wenig von den innovativen, aber vergleichsweise kostspieligen Elementen wie der Fußgängerhochebene. Dies verkomplizierte die ohnehin schwierige Abstimmung mit der Vielzahl der beteiligten Behörden, Institutionen und möglichen Bauherren. Zwar konnten 1966 die ersten 300 Wohnungen bezogen werden, doch standen die Wohngebäude einsam zwischen Feldern und Baugruben. Kurz darauf beklagte sich Bürgermeister Louis Bazerque beim Bauministerium, nach fünf Jahren zäher Auseinandersetzungen seien alle, die am Projekt Le Mirail arbeiteten, „wie ich selbst, ziemlich entmutigt“.⁷⁵ Dennoch setzten er und Georges Candilis als Kern der Erwartungsgemeinschaft alles daran, damit die Großsiedlung mit allen geplanten Bestandteilen realisiert würde: „[E]ntweder der Entwurf wird seinem Geist entsprechend umgesetzt, oder gar nicht“, drohte Candilis.⁷⁶ Mit immer neuen Werbekampagnen⁷⁷ versuchten die Planer, sich die Unterstützung der Öffentlichkeit für ihre Ziele zu sichern, und wurden dabei auch von den Medien unterstützt. Dies hatte jedoch wenig Einfluss auf das Voranschreiten des Bauvorhabens.

⁷² Ebenda. Beschreibungen der Bürokratenherrschaft finden sich an mehreren Stellen im Text. So schreibt er über öffentlich geförderten Wohnungsbau und die „faceless functionaries“, die dafür verantwortlich seien (S. 3), und bemerkt, dass heutiger Wohnungsbau für alle Menschen ungeeignet sei, mit Ausnahme von Beamten (S. 4).

⁷³ Ebenda, S. 3 f. Shadrach Woods war eingeladen worden, einen Beitrag für die 14. Triennale für angewandte Kunst, Industrieprodukte und Architektur in Mailand zu konzipieren, die am 30. Mai 1968 eröffnet wurde. Dort wollte er die Degewo anprangern.

⁷⁴ Ebenda, S. 1: „Salauds, Degewos, / On n'a pas le droit / avec l'argent du peuple / d'acheter de la pacotille / quand meme [sic].“

⁷⁵ AN 19840091/193, Louis Bazerque an Georges Pebereau, Directeur de Cabinet de Monsieur le Ministre de l'Équipement, 7. 12. 1967.

⁷⁶ In: „Toulouse-Mirail“, Sonderbeilage der Zeitschrift *Bâtir*, N. 162, Dezember 1967, S. 4–7, hier S. 6.

⁷⁷ So wurde z. B. im Jahr 1969 eine ganzseitige Werbeanzeige in lokalen und überregionalen Zeitungen geschaltet mit dem Titel: „Opération Le Mirail: Toulouse met au point, pour la France entière, un nouvel urbanisme à la mesure de l'homme“. Sie erschien unter anderem in: *La Dépêche du Midi*, 26. 11. 1969, Lokalseite 3, *Le Figaro*, 29.11, 30.11. und 3. 12. 1969, ohne Seitenzahl; für weitere Veröffentlichungen vgl. AN 19910585/18, Informationsschreiben der Baugesellschaft SETOMIP an das Bauministerium, „La SETOMIP lance une campagne de publicité pour Le Mirail“, o. D. Das Akronym SETOMIP steht für Société d'Équipement de Toulouse Midi-Pyrénées.

Erst 1971 – neun Jahre nach Planungsbeginn – war der erste Bauabschnitt mit 3.000 Wohnungen und den kommerziellen und sozialen Einrichtungen fertig.⁷⁸ Aber zeitgleich mit diesem bescheidenen Erfolg wurde das Ende der großen Hoffnungen der Architekten Le Mirails manifest. Louis Bazerque unterlag bei den Toulouser Bürgermeisterwahlen 1971 und zog sich sofort völlig aus der Öffentlichkeit zurück. Die Architekten verloren damit ihren wichtigsten Verbündeten, die Erwartungsgemeinschaft zerfiel. Als einer der engsten Mitarbeiter von Candilis-Josic-Woods kündigte, begründete er dies mit der allgemeinen Stimmung in der Architektenfirma: „[A]uf Dauer führen die immer gleichen, tagtäglichen Kämpfe dazu, dass die Begeisterung abstumpft.“⁷⁹

Unter dem neuen Bürgermeister Pierre Baudis wurde die geplante Großwohnsiedlung um die Hälfte verkleinert und der ursprüngliche Plan bis zur Unkenntlichkeit verändert. Woods und Josic beendeten ihre Zusammenarbeit mit Candilis, der weiter für Le Mirail verantwortlich blieb, sich aber immer mehr aus dem Projekt zurückzog. Die Auflagen der Behörden und die Planänderungen hätten zu einem „Verfall des ursprünglichen Geistes der Konzeption“ geführt, befand er.⁸⁰

Candilis, Josic und Woods verteidigten Le Mirail nicht gegen die aufkommende Kritik. Doch lasteten sie die Schuld am Scheitern der einst mit Politik und Bevölkerung geteilten Vision allein den Behörden an, die das Projekt „vollkommen entstellt“⁸¹ hätten. Ihre Enttäuschung bezog sich darauf, dass sie ihre Vorstellungen nicht wie geplant hatten umsetzen können. Die Schuldzuweisung an die Verwaltung immunisierte gleichzeitig ihre Erwartungen an die Architektur gegen eine Überprüfung durch die Realität: Wären die Siedlungen wie geplant gebaut worden, hätten sie die Menschen glücklich machen können.

Werner Düttmann, Georg Heinrichs und Hans Müller hingegen konnten ihren Entwurf für das Märkische Viertel realisieren. Dabei kam ihnen ihre Einbindung in die Verwaltung durch zunächst Düttmann und dann Müller ebenso zugute wie die überschaubare Entscheidungskonstellation, die sich auf die Berliner Ebene beschränkte. Im Gegensatz zum Fall von Le Mirail hatte die Erwartungsgemeinschaft der Planer hier Bestand. Ab dem Sommer 1966 wurde ein Wohnhochhaus nach dem anderen bezogen. Doch schon bald zeigten sich Probleme in der neuen Siedlung: Es gab viel zu wenig Schulplätze und Betreuungsmöglichkeiten für Kinder, ein Teil der Bewohnerinnen und Bewohner hatte Schwierigkeiten, die Miete aufzubringen, und viele Häuser wiesen Baumängel auf. Als eine Gruppe von jungen Architektinnen und Architekten und Studierenden im Herbst 1968 eine gesellschaftskritische Ausstellung über die staatliche Wohnungsbaupolitik ausrichtete,

⁷⁸ La construction du quartier de Bellefontaine s'achève, in: *Le Monde*, 7. 5. 1971; abgedruckt in: Gruet/Papillaut, *Le Mirail*, S. 142.

⁷⁹ Archives Départementales de la Haute-Garonne, Fonds Jean-Marie Lefèvre, 146 J 57, Jean-Marie Lefèvre an Georges Candilis (Kopie), 18. 3. 1971.

⁸⁰ Georges Candilis/Alexis Josic/Shadrach Woods, *Toulouse le Mirail: Geburt einer neuen Stadt. Naissance d'une ville nouvelle. Birth of a New Town*, Stuttgart 1975, ohne Seitenzahlen.

⁸¹ Georges Candilis, *Bâtir la vie. Un architecte témoin de son temps*, Gollion 2012, S. 267.

wählte sie das Märkische Viertel als Beispiel für alles, was sie als Auswirkung der ihrer Ansicht nach korrupten und menschenverachtenden Praxis anprangerte.⁸² Die Ausstellung wurde breit rezipiert und löste eine Lawine an Kritik aus, die das Viertel überrollte.⁸³ Dabei richteten sich die Angriffe von Bewohnerinnen und Bewohnern, Aktivistinnen und Aktivisten und der Presse nicht nur gegen vermeintliche Verfehlungen der Politik, sondern auch gegen die Gestaltung der Siedlung durch die Architekten. Diese waren davon zuerst überrascht,⁸⁴ reagierten dann jedoch schnell mit einer Taktik des Erwartungsmanagements, indem sie die Erfüllung ihrer Versprechen weiter in die Zukunft verschoben: Wenn erst „die Bäume groß geworden sind“, würde man die Qualität ihrer Planung schon erkennen.⁸⁵ Gegenüber einem kritischen Journalisten des Magazins „Der Spiegel“ bekräftigten die Architekten, „sie möchten sehr gern für das Märkische Viertel verantwortlich gemacht werden, unter der Bedingung, daß man sie auch in zehn Jahren noch dafür verantwortlich mache“.⁸⁶

Zugleich gingen sie zum Gegenangriff über. Auf einer Diskussionsveranstaltung beschimpfte Düttmann die Kritikerinnen und Kritiker als „Ideologen Soziologen“ und unterstellte ihnen, sie hätten von Architektur und Stadtplanung keine Ahnung.⁸⁷ Die Auffassung, sie wären ungerechterweise „als Sündenbock plötzlich ins Kreuzfeuer der Kritik geraten“,⁸⁸ die sich in Wahrheit „gegen vermeintliche Fehlentwicklungen in unserer Gesellschaft“ überhaupt richtete,⁸⁹ verstärkte sich mit der Zeit noch. Mit einer argumentativen Volte kamen die Architekten letztendlich sogar zu dem Schluss, der Umstand, dass gerade das Märkische Viertel zum Ziel der Angriffe von linken Aktivisten und den Medien wurde, sei ein Beweis für die Qualität ihres Werks: „Es ging nicht nur um das Märkische Viertel, sondern es ging um eine Kritik [...] an der Gesellschaft, am Märkischen Viertel festge-

⁸² Vgl. die Dokumentation der Ausstellung Aktion 507, Diagnose Manifest, Berlin 1968, ohne Seitenzahlen.

⁸³ Vgl. z. B. Slums verschoben, in: Der Spiegel, 9. 9. 1968, S. 134–138.

⁸⁴ Firmenarchiv Georg Heinrichs, Antwort Georg Heinrichs auf eine Befragung der Zeitschrift des Bunds Deutscher Architekten „Der Architekt“, 18. 1. 1978.

⁸⁵ Werner Düttmann, Vortrag zu den Berliner Bauwochen 1967, in: ders., Berlin ist viele Städte. Berlin 1984, S. 29–38, hier S. 33. Vgl. ebenso: Bauaktenarchiv der Akademie der Künste, Nachlass Werner Düttmann, WV-35 Märkisches Viertel, Werner Düttmann, Entwurf für das Vorwort der MV Plandokumentation „Über MV“, handschriftl. Manuskript, o. D., ebenda, handschriftl. Entwurf, o. D.: „Von gleicher Bedeutung für die spätere Erscheinung wie Form & Farbe ist die gärtnerische Gestaltung der Aussenräume [...] Gesamtkonzept [...], das jedoch erst in einigen Jahren sichtbar werden wird, trotz tausender bereits gepflanzter Bäume, weil diese langsamer wachsen als Häuser.“

⁸⁶ Hermann Funke, „Da hilft nur noch Dynamit“, in: Der Spiegel, 2. 11. 1970, S. 233–238, hier S. 236.

⁸⁷ Es handelte sich um eine Diskussionsveranstaltung des Architekten- und Ingenieurvereins Berlin am 12. 11. 1968, ein Kurzprotokoll ist erhalten in: Apo-Archiv der FU Berlin, Berlin Mieter MV 1297, Märkische [sic] Viertel eine Fehldiagnose? Müller und Düttmann, AIV, 13. 11. 1968.

⁸⁸ Düttmann, Vortrag zu den Berliner Bauwochen, S. 31.

⁸⁹ Firmenarchiv Georg Heinrichs, Antwort Georg Heinrichs auf eine Befragung der Zeitschrift des Bunds Deutscher Architekten „Der Architekt“, 18. 1. 1978.

macht, weil da eventuell die Möglichkeit bestanden hätte, das [sic] das ein schönes Bild hätte werden können, [...] was also absolut nicht sein durfte.“⁹⁰

Wie die Schöpfer Le Mirails unterzogen auch Düttmann, Müller und Heinrich ihre anfänglichen Erwartungen keiner retrospektiven Überprüfung. Stattdessen waren es in den Augen der Planer immer Dritte, die ihr Werk beschädigt und die Erfüllung ihrer Hoffnungen verhindert hatten. Für Candilis-Josic-Woods war die kleingeistige Verwaltung schuld an der Enttäuschung, das Ansehen des Märkischen Viertels hatten nach Meinung seiner Architekten inkompetente Kritiker, notorisch Unzufriedene und eine auf Skandale erpichte Presse ruiniert.

Die ins Märkische Viertel einziehenden Mieterinnen und Mieter fanden ihre Erwartung nicht erfüllt, einen vollständig ausgestatteten Stadtteil vorzufinden. Es herrschte vor allem großer Mangel an Schulen, Kindergärten, Jugendfreizeitheimen und Spielplätzen.⁹¹ Zur ständigen Sorge um die Betreuung ihrer Kinder gesellten sich für viele Bewohnerinnen und Bewohner bald gravierende finanzielle Schwierigkeiten: Die hohe Miete belastete den Familienhaushalt, das Wohngeld kam spät und fiel deutlich niedriger aus als angenommen.⁹² Die Hoffnungen, als Mieterinnen und Mieter einer städtischen Wohnungsgesellschaft größere Absicherung zu genießen, bewahrheiteten sich nicht. Die Vermieterin reagierte auf Schulden ebenso mit Räumungsklagen wie private Wohnungsbesitzer.⁹³

Statt der Sicherheit einer planbaren Zukunft erlebten viele Bewohnerinnen und Bewohner im Märkischen Viertel Existenzängste. Unterstützt von der Studentenbewegung organisierten die unzufriedenen Bewohnerinnen und Bewohner Protest. Sie gründeten Bürgerinitiativen und forderten mit Demonstrationen, Besetzungen und anderen Aktionen niedrigere Mieten und die versprochene soziale Infrastruktur. Als im April 1970 die Übergabe der zehntausendsten Wohnung mit einem Festakt begangen wurde, zog zum Beispiel eine Demonstration von Bewohnerinnen und Bewohnern auf den Platz. Sie verteilten ein Flugblatt für Neumieter, in dem sie die Versprechungen der Planer karikierten und auf ihre Probleme aufmerksam machten:

⁹⁰ Dies äußerte Hans C. Müller während eines Interviews mit Müller, Heinrichs und dem langjährigen Technischen Direktor (1963–1989) und Vorstandsmitglied der Degewo, Joachim Kops, das im Rahmen der Vorbereitung der Sanierung des Märkischen Viertels in den 1980er Jahren entstand: Firmenarchiv Georg Heinrichs, „Gespräch im Büro über das MV, Herbst 1987“, S. 11.

⁹¹ Vgl. Alexander Wilde, *Das Märkische Viertel*, Berlin 1989, S. 94–112.

⁹² Ebenda, S. 114, vgl. zu den Problemen mit dem Wohngeld auch: Glienke, *Wohnste sozial*, S. 195 u. 215; *Das Wohngeld in Kurzform*, in: Märkisches Viertel. Sonderbeilage der Heimatzeitung Der Nord-Berliner Nr. 15, S. 4. Vgl. auch: Bezirksverordnetenversammlung Reinickendorf, Protokolle V. Wahlperiode, Wörtlicher Bericht über die 14. (außerordentliche) Sitzung der Bezirksverordnetenversammlung Reinickendorf von Berlin am 15. Mai 1968, S. 31.

⁹³ Vgl. Kein Konzept für „Fälle“? Soziale Probleme im Märkischen Viertel, in: Der Telegraf, 8. 9. 1968, aus: Pressesammlung des Stadtplanungsamts Reinickendorf; sowie: Bezirksverordnetenversammlung Reinickendorf, Protokolle V. Wahlperiode, Wörtlicher Bericht über die 32. (ordentliche) Sitzung der Bezirksverordnetenversammlung Reinickendorf von Berlin am 5. November 1969, S. 11, 14.

„Sie werden jetzt haben: Fließend Wasser an den Wänden, ständig frische (Zug)Luft durch nicht dicht schließende Fenster, Unterhaltung aus dem Radio Ihrer Nachbarn [...] **Dafür werden Sie nicht haben:** Kindertagesstätten, [...] genügend Spielplätze, ausreichend Schulraum [...] **Werden Sie jetzt bitte nicht gleich mutlos,** denn Sie werden jetzt soviel für Ihre Miete arbeiten müssen, daß Ihnen keine Zeit bleibt, sich über solche Kleinigkeiten Gedanken zu machen. **Ihre Räumungsklage wartet schon auf Sie.**“⁹⁴

In der von ihnen herausgegebenen „Märkisches Viertel Zeitung“ (MVZ) bezichtigten die Bewohnerinnen und Bewohner die Erwartungsgemeinschaft aus Architekten, Senat, Bezirksamt und Wohnungsbaugesellschaft des organisierten Betrugs.⁹⁵ Sie beschuldigten diese, die Mieterinnen und Mieter mit falschen Versprechungen ins Märkische Viertel gelockt zu haben,⁹⁶ wo sie nun ausgepresst und unterdrückt würden.⁹⁷

Die Aktionen der empörten Mieterinnen und Mieter fanden in den Medien eine breite Resonanz. Doch hatten Zeitungen wie „Der Spiegel“ und „Die Zeit“ noch einmal eine eigene Sichtweise auf die Bewohnerschaft und ihre Probleme: In zahlreichen Artikeln stellten sie das Märkische Viertel als gescheitertes „Sozialexperiment“ und „Betonghetto“ dar, in dem „Asoziale“ und „Problemfamilien“ ums Überleben kämpften.⁹⁸

Doch hatten längst nicht alle der rund 45.000 Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlung dieselben Probleme. Während die Protestierenden die Erwartungsgemeinschaft als betrügerisch zu entlarven meinten und aufkündigten, hielten andere Mieterinnen und Mieter an ihren Hoffnungen fest. Die Erfüllung ihrer Wohnträume, so meinten diese, verhinderten nur die radikalen Nachbarinnen und Nachbarn und ihre schlecht erzogenen Kinder. Vor dem Hintergrund hochfliegender Erwartungen an eine perfekte moderne Wohnumgebung blähten sich banale Nachbarschaftskonflikte in ihrer Wahrnehmung zu riesigen Skandalen auf: „Jede Freude an unserer schönen Wohnung wird uns systematisch genommen“, klagten zwei Mieterinnen im Jahr 1969 in einem Brief an die Wohnungsgesellschaft – es ging um Schmutz im Treppenhaus. Sie nannten der Vermieterin auch die Schuldigen an der Enttäuschung ihrer Erwartungen: „labile Familien [...], die sich nicht einordnen wollen und vermutlich noch die Miete von unseren Steuergeldern erhalten.“⁹⁹

⁹⁴ Apo-Archiv der FU Berlin, Berlin Mieter 1294d, Flugblatt „Zur 10.000. Wohnung“ des Arbeitskreises Mieten und Wohnen, o. D.

⁹⁵ Vgl. z. B. Arbeitsgruppe „Mieten und Wohnen im MV“: Betreff: Zwangsräumungen im Märkischen Viertel, 7. 1. 1970, in: MVZ, Nr. 6, Januar 1970, S. 1; Horst Lange, Die Stadt von morgen?, in: MVZ, ohne Nummerierung, November 1972, S. 2.

⁹⁶ Leserbrief Irene Rakowitz, in: MVZ, Nr. 5, Juni 1971, S. 18.

⁹⁷ Vgl. Pleitefee & Gesogeier, Eine Moritat in acht Bildern, in: MVZ, Nr. 10, Dezember 1970, S. 10–19, hier S. 18; Die 10.000. Wohnung in den Märkischen Betonbergen bezogen, in: MVZ, Nr. 4, April/Mai 1970, S. 3.

⁹⁸ Vgl. z. B.: Marie-Luise Scherer, Brei für alle, in: Die Zeit, 21. 11. 1969, S. 12; Karl-Heinz Krüger, Menschen im Experiment: Das Märkische Viertel und seine Bewohner, in: Der Spiegel, 2. 11. 1970, S. 218–233; Hermann Funke, „Da hilft nur noch Dynamit“, in: Der Spiegel, 2. 11. 1970, S. 233–238; sowie die Fernsehreportagen von Thomas Hartwig/Jean-François le Moign (Regie), Wir wollen Blumen und Märchen bauen, ARD, 15. 12. 1970, sowie Herbert Ballmann (Regie), Urbs Nova?, ZDF, 22. 9. 1971.

⁹⁹ Mieteraktenarchiv der Gesobau, Akte 906/288, Ursula I. an die Gesobau, 16. 9. 1969.

Auch die Kritik der Mieterbewegung und die darauf folgende Darstellung der Siedlung als Problemviertel erschien ihnen als Zerstörung ihres erträumten Wohnparadieses.¹⁰⁰ Unterstützt wurde diese Sichtweise von Reinickendorfer Lokalblättern und Berliner Zeitungen aus dem Hause Springer. Sie behaupteten, Urheber des Protests – und damit verantwortlich für das deutschlandweit negative Image – seien gar nicht die Mieterinnen und Mieter, sondern „Radikale“¹⁰¹ und „Krawallbrüder“,¹⁰² die „überhaupt nicht im MV wohnen“.¹⁰³

Die Verzögerungen im Bauprozess Le Mirails bekamen vor allem die Bewohnerinnen und Bewohner zu spüren. Jahrelang lebten sie auf „einer gigantischen Baustelle“¹⁰⁴ und die versprochene Verkehrsanbindung sowie die kommerziellen und Gemeinschaftseinrichtungen kamen spät.¹⁰⁵ Obwohl das durchaus für Unmut sorgte, überwog bei vielen doch die Zufriedenheit mit der neuen Wohnung und sie erwarteten das Ende der Bauarbeiten, um ihre Hoffnungen doch noch bestätigt zu sehen.¹⁰⁶ Das Bewusstsein, an etwas Außergewöhnlichem beteiligt zu sein, verbreitete zudem eine Art Pionierstimmung in der Siedlung,¹⁰⁷ die bis in die erste Hälfte der 1970er Jahre eher dörfliche Ausmaße hatte. Die Bewohnerinnen und Bewohner gründeten alle möglichen Vereine und beteiligten sich so an der Gestaltung ihres neuen Wohnviertels.¹⁰⁸

Erst in den frühen 1980er Jahren, als Le Mirail sich seiner Vollendung näherte, erfasste die gesellschaftliche Abwertung moderner Wohnsiedlungen auch das Toulouse Viertel. Viele der Bewohnerinnen und Bewohner aus der Anfangszeit zogen weg. In die frei werdenden Wohnungen zogen vermehrt ärmere Haushalte, die häufig einen Migrationshintergrund hatten.¹⁰⁹ Der damit einhergehende Imagewandel traf jene besonders hart, die ihre Erwartungen an eine strahlende Zukunft in Le Mirail mit dem Kauf einer Eigentumswohnung gewissermaßen in Beton ge-

¹⁰⁰ Vgl. z. B. Leserbrief Peter Müller, in: MVZ, Nr. 2, August 1969, S. 9. Andere regte besonders die Darstellung in den Medien auf: Gerhard Gerdes, Einseitige ARD-Sendung über das Märkische Viertel, in: MV-Express, 8. 1. 1971, S. 3; Gisela Oesterreich an das ZDF, o. D., abgedruckt in: Jetzt macht endlich Schluss mit dem Rufmord am MV!, in: MV-Express, 26. 10. 1973, in: LArch Berlin, B Rep 147, Nr. 341.

¹⁰¹ MV – Satellit in der Kritik, in: B. Z., abgedruckt in: Glienke, Wohnste sozial, S. 68.

¹⁰² Vgl. einen Bericht der B. Z. über die Besetzung einer leerstehenden Fabrikhalle durch Bürgerinitiativen am 1. Mai 1970, abgedruckt in: MVZ, Nr. 9 (5), Juni 1970, S. 8.

¹⁰³ Bericht der Zeitung Der Nord-Berliner über die Hallenbesetzung, 15. 1. 1970, abgedruckt in: ebenda, S. 8.

¹⁰⁴ Interview der Autorin mit Jacky Bena, Juli 2014, der 1968 eine Wohnung in Le Mirail bezogen hatte.

¹⁰⁵ Vgl. z. B.: Une ville d'avenir qui néglige le present, in: Le Monde, 3. 6. 1970; abgedruckt in: Gruet/Papillaut, Le Mirail, S. 153.

¹⁰⁶ Vgl. die Zeitzeugenaussagen in: ebenda, S. 148–151.

¹⁰⁷ Ebenda.

¹⁰⁸ So erschienen etwa zur Gründungsversammlung des Nachbarschaftsvereins im Jahr 1968 rund 500 der damals 950 Bewohner, vgl. AN 19770813/9, Henry Roussillon, Rapport sur une „ville nouvelle“: „Toulouse Le Mirail“, in: Konferenzbericht: Journée d'étude sur les villes nouvelles der Fondation Nationale des Sciences Politiques – Centre des Recherches Administratives, février 1969, S. 23.

¹⁰⁹ Vgl. Jean Sauvage, L'histoire du quartier de Bellefontaine, Toulouse 2008, S. 54.

gossen hatten. Der Immobilienwert sank und die Betroffenen machten den Architekten und der Verwaltung ähnliche Vorwürfe wie die Mieterinnen und Mieter des Märkischen Viertels zehn Jahre zuvor: „Man hat mich hereingelegt“, empörte sich ein älterer Bewohner gegenüber Georges Candilis im Jahr 1992.¹¹⁰

Vor allem die zuständige Bezirksverwaltung Reinickendorf beobachtete die Entwicklung des Märkischen Viertels von Beginn an mit Stolz und großer Aufmerksamkeit. Als die unzulängliche Ausstattung der Siedlung erkennbar wurde, bemühten sich die Lokalpolitikerinnen und -politiker sofort um Nachbesserung und nutzten die Situation auch für innovative Lösungen. So richtete etwa die Jugendstadträtin einen „Abenteuerspielplatz“ ein – zu der Zeit ein geradezu revolutionäres pädagogisches Konzept.¹¹¹

Als sich die Lage trotz ihrer Bemühungen nicht besserte und die Bewohner dem Bezirksamt statt Geduld und Dankbarkeit Wut und Forderungen entgegenbrachten, änderte sich die Einstellung der Kommunalpolitikerinnen und -politiker. Zunehmend sahen sie die Verantwortung für die Situation im Märkischen Viertel bei den Bewohnerinnen und Bewohnern, oder zumindest einem Teil von ihnen. So stellte der Stadtrat für Sozialwesen Sendlewski im Jahr 1970 fest: „Es gibt eben solche Leute, die da wohnen, die nicht wohnen dürften dort“.¹¹² Dieselbe Ansicht vertrat, mit größerer Vehemenz, der Berliner Senat. In mehreren Veröffentlichungen wurde behauptet, die Mieterinnen und Mieter des Märkischen Viertels wären mit der modernen Wohnumgebung einfach überfordert gewesen und hätten ihre Probleme durch unangemessenes Mietzahlungs- und Sozialverhalten selbst verschuldet.¹¹³ In den Protesten der Bewohnerinnen und Bewohner sahen die politisch Verantwortlichen „[d]as asoziale Element“¹¹⁴ am Wirken, welches in der neuen Umgebung ja eigentlich hätte überwunden werden sollen. Das daraufhin „hereinbrechende Gewitter“ der Kritik habe nichts mit den Planungen für das Märkische Viertel zu tun. Stattdessen hätten sich Ignoranz auf dem Gebiet des Städtebaus mit der Lust am Skandal zum medialen Todesurteil vermischt.¹¹⁵ Aus-

¹¹⁰ Eine Fernsehsendung begleitete den Architekten bei einem Besuch in Le Mirail: Vent Sud, L'architecte CANDILIS retrouve Le Mirail, France Régions 3 Toulouse, 27. 11. 1992, <http://www.ina.fr/video/RBC03004501> (2. 2. 2017).

¹¹¹ Siehe: Autorengruppe Abenteuerspielplatz Märkisches Viertel, Abenteuerspielplatz, wo verbieten verboten ist: Experiment u. Erfahrung, Reinbek bei Hamburg 1973.

¹¹² LArch Berlin, B Rep 220 BVV Nr. 9395, Wörtliches Protokoll der 36. (ordentlichen) Sitzung der Bezirksverordnetenversammlung Reinickendorf von Berlin am 11. Februar 1970, S. 19.

¹¹³ Vgl. Märkisches Viertel, Bericht aus Berlin, 12, Bauen, hrsg. vom Presse- und Informationsamt des Landes Berlin, Berlin 1971, Bl. 4; Hermann Wegner, Kritisches Plädoyer, in: Das Märkische Viertel. Ein neuer Stadtteil in Kommentaren, Plänen und Bildern, Berliner Forum 1/71, hrsg. vom Presse- und Informationsamt des Landes Berlin, Berlin 1971, S. 14; Eberhard Schulz, Das Märkische Viertel – heute. Eine kritische Betrachtung, in: Berliner Forum 3/75, hrsg. vom Presse- und Informationsamt des Landes Berlin, Berlin 1975, S. 19.

¹¹⁴ Ebenda.

¹¹⁵ Vgl. Bericht aus Berlin (wie Anm. 113); Wegner, Kritisches Plädoyer, S. 10 u. 16; Wilhelm Friedrich Lehmann, 125 Jahre gemeinnütziger Wohnungsbau, in: Berliner Forum 6/72, hrsg. vom Presse- und Informationsamt des Landes Berlin, Berlin 1972, S. 47; Schulz, Das Märkische Viertel – heute, S. 46.

löser waren für den Senat „Ideologen“¹¹⁶ bzw. „Kommunisten“,¹¹⁷ die die Situation für einen politischen Unterwanderungsversuch nutzten – und damit den Ruf des Viertels ruiniert hätten.

Die Wohnungsbaugesellschaft Gesobau hingegen war der Meinung, letztlich sei der Senat verantwortlich für die Zustände im Märkischen Viertel. Vor allem Familien mit niedrigem Einkommen und vielen Kindern hatte sie von Anfang an nicht als Mieter gewollt. Da die Behörden das Recht hatten, die Wohnungen zu besetzen, konnte die Vermieterin aber solche Bewohner nicht abweisen. Stattdessen sorgte sie, nachdem sich gezeigt hatte, dass die einziehenden Mieterinnen und Mieter nicht dem erwarteten „Berliner Durchschnitt“ entsprachen, für eine Änderung des Wohnungsschlüssels: statt großer wurden mehr kleine Wohnungen gebaut – ungeeignet für kinderreiche Familien.¹¹⁸ Aus ihrer Meinung, dass die Anwesenheit einer falschen Sorte Bewohnerinnen und Bewohner daran schuld sei, dass sich die Vision einer modernen Mustersiedlung nicht realisierte, machte die Baugesellschaft keinen Hehl. Einer ihr genehmen Mieterin versicherte sie nach einer Beschwerde: „Weiterhin werden alle möglichen Schritte unternommen, um Sie von den Menschen zu erlösen, die Ihnen das Wohnen unerträglich machen.“¹¹⁹

In ihrer anfänglichen Vision der neuen Stadtteile hatten die Politikerinnen und Politiker, genau wie die Architekten, stark auf die gesellschaftliche Gestaltungskraft von Architektur gesetzt. Darüber hinaus umfasste ihre Planung das Zusammenwirken vieler Faktoren auf unterschiedlichen Ebenen, aber keine Überlegungen, wie auf unvorhergesehene Entwicklungen in einzelnen Bereichen reagiert werden könnte. Das machte ihre Erwartungen nicht nur besonders enttäuschungsanfällig, es führte auch dazu, dass sie auf Probleme häufig nicht konstruktiv, sondern defensiv reagierten und damit die Situation verschärften.

In Toulouse war es sogar der Chef der Stadtverwaltung, der die Vorstellung von Le Mirail als einem sozial benachteiligten Stadtteil überhaupt erst ins Spiel brachte. Pierre Baudis gewann 1971 die Kommunalwahlen gegen den amtierenden Bürgermeister Louis Bazerque, unter dem Baudis bis dahin Vizebürgermeister gewesen war. Nach der Wahl setzte Baudis einschneidende Änderungen an den Plänen für Le Mirail durch: Die Fußgängerhochebene wurde verkürzt und statt der von Candilis-Josic-Woods entworfenen Wohnhochhäuser mit Laubengängen sollten die Bauherren ihre eigenen Entwürfe umsetzen können. Als Grund führte er an, dass Le Mirail wegen der vielen Sozialwohnungen zu einem segregierten Stadtteil für die unteren sozialen Schichten geworden sei. Die Schuld dafür gab er der Architektur, die bewirke, dass sich die wenigen bessergestellten Bewohnerinnen und

¹¹⁶ Wegner, Kritisches Plädoyer, S. 10.

¹¹⁷ Lehmann, 125 Jahre, S. 50.

¹¹⁸ Archiv des Stadtplanungsamts Reinickendorf, Der Senator für Bau- und Wohnungswesen, Niederschrift über das Informationsgespräch Märkisches Viertel am Freitag, dem 3. Februar 1967, S. 4.

¹¹⁹ Mieteraktenarchiv der Gesobau, Akte 906/288, Gesobau an die Schwestern I., 24. 9. 1969.

Bewohner fühlten „wie in Sarcelles“¹²⁰ – einer bereits damals verrufenen Großsiedlung bei Paris. Mit der Planänderung wollte Baudis private Baufirmen anlocken, damit diese teurere Wohnungen bauten und die Einwohnerschaft „ins Gleichgewicht“ komme.¹²¹ In seinen alarmistischen Äußerungen unterschlug der neue Bürgermeister jedoch, dass der hohe Sozialwohnungsanteil keine Fehlentwicklung, sondern von Anfang an vorgesehen war.¹²² Zudem entsprach seine Behauptung, in Le Mirail wohnten besonders viele sozial Schlechtergestellte, nicht der Realität.¹²³ In Wahrheit steckte das Bauprojekt schon länger in finanziellen Schwierigkeiten und stand kurz vor der Pleite.¹²⁴ Es gab kein Geld mehr für sozialen Wohnungsbau¹²⁵ und nur private Investitionen konnten den Weiterbau sichern. Die finanzielle Notlage wurde aber vor der Öffentlichkeit geheimgehalten, zumal sich Baudis als Mitglied der vorangegangenen Stadtverwaltung angreifbar gemacht hätte. Seine Stilisierung Le Mirails zum Sozialwohnungsghetto ermöglichte es Baudis hingegen, die Schuld für alle Probleme seinem Vorgänger und den Architekten zuzuschieben und sich zugleich als Urheber eines Neuaufbruchs für das Projekt zu inszenieren. Indem er Le Mirail zum ersten Mal mit negativen sozialen Eigenschaften seiner Bewohnerinnen und Bewohner in Zusammenhang brachte, trug Baudis im Sinne einer *selffulfilling-prophecy* zur tatsächlichen Entwicklung der Siedlung zu einem sozial segregierten Stadtteil bei. Auch seine strategische Beschuldigung der Architektur als Urheberin der vermeintlichen Fehlentwicklung wurde von anderen aufgegriffen. Denn während die Planer immer weniger präsent waren und die ursprüngliche Vision in Vergessenheit geriet, blieb

¹²⁰ Pierre Branche, Cité d'avant-garde contestée – Le Mirail sera-t-il remis en question par la nouvelle municipalité?, in: Le Monde, 7. 5. 1971, S. 14.

¹²¹ Le nouveau maire de Toulouse expose sa politique municipale, in: Le Monde, 29. 4. 1971, S. 25; inhaltlich genauso: AMT, 440 W 65, Conseil Municipal, Procès-verbal de la Séance Officielle du 10 Mai 1971, S. 7.

¹²² Vgl. AMT Box 32 W 80, Ville de Toulouse: ZUP Toulouse le Mirail: Concours National d'Urbanisme, Exposé Général; sowie auch: Marie-Christine Jaillet-Roman/Mohammed Zendjebil, Le Mirail: Un projet de „quasi-ville nouvelle“ au destin de grand ensemble, in: Histoire Urbaine 6 (2006), Nr. 17, S. 85–98, hier S. 87.

¹²³ Nach Berufsgruppen entsprach die Bewohnerschaft Le Mirails etwa dem nationalen Durchschnitt, auch wenn sie dem Alter nach darunter lag. Die größte Berufsgruppe waren Facharbeiter. Vgl. S. Henry, Où on est Toulouse-Le Mirail?, in: Historiens et Géographes, Nr. 243, Juni 1973, abgedruckt in: Service de Documentation et d'Information du C.E.S. La Reynerie, Carnet d'accueil C.E.S. „La Reynerie“, Toulouse-Mirail 1973–1974, S. 31; AMT 371 W 173, (auat), Études préalables à la programmation de la deuxième tranche du Mirail: Opinions et attitudes face au Mirail – enquêtes et observations sociologiques, Annexe 2: Dépouillement des fichiers des locataires des immeubles HLM ou du Mirail, Juni 1973, S. 4 u. 9; ebenda, Agence d'urbanisme de l'agglomération toulousaine, Étude Mirail 2ème Tranche: Résultats d'une enquête d'étudiants auprès de la population actuelle du Mirail. Dezember 1972, S. 201.

¹²⁴ Vgl. AMT 371 W 171, Société d'Équipement de Toulouse Midi-Pyrénées (SETOMIP), Mirail – 1ère Tranche – Projet de bilan prévisionnel révisé, Januar 1974.

¹²⁵ Vgl. ebenda, Mirail Financement, SETOMIP, Mirail – 1ère Tranche – Projet de bilan prévisionnel révisé; sowie: ebenda, Le Président [de la SETOMIP], P. Baudis, I/- Première Tranche, 1°/- Aspect Technique, Commercialisation auprès de la promotion privée – Modification du plan de masse, o. D. (1. Jahreshälfte 1972), S. 1.

das Gefühl der Enttäuschung bei den verbliebenen Bewohnerinnen und Bewohnern und anderen Akteuren in den Siedlungen bestehen – und damit auch das Bedürfnis, die Schuld dafür irgendwo abzuladen, wie es die Mitglieder der Erwartungsgemeinschaft vorgemacht hatten.

Fazit

Die hohen Erwartungen, die alle beteiligten Akteursgruppen an die Großwohnsiedlungen in Berlin und Toulouse hegten, hatten einen entscheidenden Einfluss auf die Wahrnehmung und Entwicklung dieser Orte – gerade weil sie sich nicht erfüllten.

In der Planungsphase verband die verheißungsvolle Vision unterschiedliche gesellschaftliche Gruppen zu einer Erwartungsgemeinschaft, die den jeweils spezifischen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft einen gemeinsamen Rahmen gab und durch gegenseitige Bestärkung wahrscheinlicher wirken ließ. Die Bindekraft der Gemeinschaft verhinderte zudem, dass die „Leiterwartung“ kritisch hinterfragt oder ihre Realitätstauglichkeit angezweifelt wurde. Dabei umfasste das Gemeinschaft stiftende Schlagwort der „Modernisierung“ eine große Bandbreite von Inhalten, von einer bestimmten Ästhetik über technischen Fortschritt, wachsende Wirtschaftsleistung und steigenden Wohlstand bis hin zu bestimmten Verhaltensweisen und Lebensmodellen sowie nicht zuletzt der emotionalen Verfassung „moderner Menschen“. So konnten sich die Allermeisten – ob direkt betroffen oder nicht, ob im Beruf oder als Privatperson – angesprochen fühlen.

Beim Aufeinandertreffen mit der Realität zeigte sich, wie sehr sich die Vision der Erwartungsgemeinschaft in den Köpfen der Akteurinnen und Akteure festgesetzt hatte: Sie bestimmte die Wahrnehmung der tatsächlichen Großsiedlungen, was für fast alle in einer Enttäuschung resultierte. Durch den Zerrfilter der hochfliegenden Hoffnungen betrachtet, erschienen zudem auch kleinere Einschränkungen oder Defizite bereits als Scheitern des Gesamtprojekts.

Bei aller Frustration unterzogen die Akteurinnen und Akteure ihre Erwartungen jedoch keiner Revision. Sie hielten am Inhalt ihrer weitreichenden Hoffnungen fest. Je nachdem, wie sehr sie durch die Umstände gezwungen waren, sich weiterhin mit den Großsiedlungen zu befassen, zogen sich die Akteurinnen und Akteure entweder resigniert zurück oder versuchten zunächst, durch Erwartungsverschiebung und Nachbesserungen ihrem ursprünglichen Ideal doch noch nahe zu kommen.

Als sehr fragil hingegen erwiesen sich die Erwartungsgemeinschaften aus Architekten, Politik und Verwaltung und den Bewohnerinnen und Bewohnern, die bei den ersten Rückschlägen sofort zerfielen. Konfrontiert mit der Realität, gaben alle Mitglieder der Erwartungsgemeinschaft die Schuld am Ausbleiben der Erfüllung ihrer Erwartungen den jeweils anderen beteiligten Akteursgruppen. Sie erlebten das Platzen ihrer Träume als tatsächliche Ent-Täuschung, als Aufhebung

einer Illusion, die die anderen Akteursgruppen ihnen absichtlich vorgegaukelt zu haben schienen.

Die öffentlich vorgebrachten gegenseitigen Schuldzuweisungen lenkten das Interesse der Medien früh auf die negativen Seiten der Wohnungsbauprojekte und trugen so dazu bei, deren schlechten Ruf zu begründen. Zugleich gaben sie dem alten Denkmuster der Identifikation architektonischer Formen mit sozialen Zuständen neue Impulse, wie besonders das Agieren des Toulouser Bürgermeisters Baudis illustriert.

Die Beispiele Le Mirails und des Märkischen Viertels zeigen die Bedeutung von Gefühlen für die gesellschaftliche Bewertung von Architektur und die Entwicklung von städtischen Orten. Ihre Untersuchung warnt aber zugleich davor, einen kausalen Zusammenhang zwischen bestimmten Architekturformen und emotionaler Wirkung oder sozialen Zuständen zu konstruieren. Stattdessen lädt sie dazu ein, gerade in der Erforschung „problematischer“ städtischer Räume nicht nur dem Handeln der beteiligten Akteure, sondern auch ihren Erwartungen und davon geprägten Wahrnehmungen sowie sich wandelnden Interessen erhöhte Aufmerksamkeit zu schenken.

